

Abend -



Zeitung.

Dreißigster Jahrgang.

47.

Donnerstag, am 19. November 1846.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Rudolph und Marie.

Erzählung aus dem dreißigjährigen Kriege
von
Schüler.

Rings von Bergen und Wald umgeben, liegt in einem reizenden Thale des Thüringer Waldes, am Fuße eines steilen Berges, der Domberg genannt, die Fabrikstadt Suhl. Durch Gewerthätigkeit und durch Fleiß zeichnen sich die Bewohner aus und ihre Gewerfabrik hat jetzt unter Preußens Hoheit wohl die höchste Blüthe erreicht. Aber auch schon vor vielen hundert Jahren war die Stadt weit und breit berühmt und bekannt und lieferte ihre Fabrikate in Barchent und insbesondere in Waffen aller Art nach England, Asien und Amerika. Dieser bedeutende Handel wurde durch Frachtfuhrleute besorgt, die nach allen Weltgegenden ihre Geschirre gehen ließen und die sich oft bereicherten, wenn sie es verstanden, neben Frachtfuhren mit Geschick und Glück selbst Handels speculationen zu übernehmen.

Ein solcher emporgekommener Handels- und Frachtherr war auch der in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts lebende ehrenwerthe Bürger Friedrich Klett zu Suhl. Viele Geschirre von ihm gingen wie Schiffe auf dem Meere ab und zu, und Augsburg, Nürnberg, Antwerpen, Amsterdam, Hamburg, Lübeck und Prag waren ihre Stationen. Für ausgeführten Barchent oder Waffen aller Art brachten sie entweder baares Geld mit oder Baumwolle aus der Levante, Kaffee aus Arabien, Gewürze aus Indien, Zucker von den westindischen Inseln und Fischthran und Heringe aus dem Norden. Die oberste Leitung dieses weitumfassenden Geschäfts besorgte der noch rüstige sechszigjährige Hausherr selbst, die bedeutende Correspondenz der seit Jahr und Tag angenommene Buchhalter Rudolph, ein junger Mann in seinen schönsten Jahren; die specielle Aufsicht über Geschirre und Knechte der erfahrene Großknecht Niklas, ein Familien- und Erbstück, und den Hausstand führte seit dem Tode der Hausfrau mit Umsicht die achtzehnjährige Tochter Marie. Die größte Ordnung und Reinlichkeit herrschte im Hauswesen,

nirgends überflüssige Pracht, nirgends Verschwendung, wie es nach der Wohlhabenheit des Hauses hätte sein können, sondern nur Behäbigkeit, alles solid und bürgerlich angemessen. Nur in der geräumigen Wohnstube hatte der Hausherr einige Seltenheiten, in Folge seiner großen Handelsverbindungen, aufgestellt. Oben an der mit Brettern beschlagenen Decke hingen mehrere Baumwollennüsse, die aufgesprungen mehr oder minder in langen Flocken ihren innern Reichtum zur Schau trugen; in den Fenstervertiefungen standen, einen milden Geruch verbreitend, blühende holländische Tulpen und Hyacinthen in schönster Farbenpracht, auch sonst noch viele fremde überseeische Gewächse; auf den Kommoden wackelten bei dem leisesten Luftzuge buntbemalte japanische und chinesische Porzellanfiguren mit ihren Köpfen, und ein großer schöner, mit Blumen durchwirkter persischer Teppich lag reich aussehend über den stämmigen eichenen Tisch ausgebreitet.

Hier in dieser Stube saß im Frühling des Jahres 1634 der alte Handelsherr mit schwarzem Käppchen auf dem Kopfe und einer geblühten Rattunjacke und kurzen manchestern Hosens bekleidet in einem mit gepreßtem Leder beschlagenen Sorgenstuhl am Schreibepulte, sonderte Geld, kramte in Papieren und schien tief beschäftigt zu sein; Marie, seine Tochter, nähte, am Fenster sitzend, in Linnen; der Großknecht prüfte hinter dem Ofen neues Riemenzeug und der zottige Hauswächter, Sultan, lag schnarchend zu seinen Füßen. Knechte und Mägde gingen während dieser Zeit geschäftig aus und ein, aber mit solcher Stille und Ruhe, daß man deutlich die hier geführte Disciplin des unbedingten Gehorsams erkennen konnte. Auch Rudolph trat mit Papieren in der Hand in die Stube, legte, ohne ein Wort zu sagen, mehrere Briefe vor den Prinzipal, nahte sich dann Marien und sprach leise mit ihr. Endlich fing der alte Herr an, unruhig zu werden, sprang vom Stuhle auf, ging mit einem Briefe in der Hand in der Stube auf und ab und sprach laut vor sich hin: „Diese Kriegstrübel werden mir noch viel Sorge machen! Wer konnte aber auch denken, daß jetzt Kaiserliche in Sachsen sind? Man hatte mir doch geschrieben, daß Wallenstein unthätig in Böhmen liege und zwischen ihm und

Kaiser Ferdinand Zwist entstanden sei! — Meine schöne Ladung schwedischer Gewehre geraubt, und in den Händen der Destrreicher! — Die Zeiten werden schrecklich; der verhasste Religionskrieg wird uns Alle noch in's Verderben stürzen, seit du, großer König, hellleuchtender Stern, uns untergegangen bist!“ ... In diesem Moment heftigen Selbstgesprächs trat ein Bote ein mit der Meldung, daß das holländische Geschirr unter Schirrmeister Kummer im Anzuge sei und, mit gelben Federbüschen geschmückt, bereits vor der Stadt liege. Da erheiterten sich rasch des Alten Gesichtszüge. Er fragte nochmals den Boten: „Hast Du wirklich gelbe Federbüsche gesehen?“ Auf die bejahende Antwort drückte er ihm ein großes Stück Geld in die Hand, befahl Marie: Gut, Rock und Stock zu bringen, Alles zu einem Festtag zu besorgen, und ging dann sonntäglich gepuht den Ankommenden entgegen.

Es war nämlich Ordnung des Hauses, daß das zurückkehrende Geschirr, welches seine Ladung gut abgegeben, gute Geschäfte gemacht und den Werth größtentheils in Gold umgesetzt hatte, mit gelben Federbüschen, sowohl Pferde als Knechte, geschmückt sein mußte. War dies der Fall, so ging der Patron den Ankommenden entgegen, grüßte freundlich alle Knechte, gab dem Schirrmeister zum Gruß die Hand, und hob mit eigener Hand den goldgefüllten Kober vom Wagen; der Tag wurde dann festlich begangen und mit Tanz beschlossen. War aber die Zahlung in Silbergeld geschehen, so war das Geschirr mit weißen Federbüschen geschmückt, der Handelsherr blieb zurück, und der Buchhalter mußte den gefüllten Kober holen; die Knechte bekamen ein Geschenk. Brachte das Geschirr nur Colonialwaaren mit, so wehten bunte Wimpel vom Wagen und der Großknecht hatte die Papiere in's Comptoir und die Waaren in's Magazin zu bringen, worauf ein Ruhetag folgte.

Der alte Handelsherr hatte am Fuße des steilen, mit Buschwerk bewachsenen Dombergs, wo sich eine Häuserreihe der Stadt wohl eine Viertelstunde lang hinzog, sein Besitzthum, das in mehreren neben einander stehenden Häusern bestand. Unmittelbar hinter denselben erhob sich aus dem Berge eine hohe, abschüssige Felsenwand, die

durch den Hofraum von den Gebäuden getrennt wurde. Um nun doch zu dem Berg zu kommen, war vom obersten Stocke des Wohnhauses aus ein leichter schmaler Steg auf den Felsen gelegt, der wie eine Zugbrücke auf- und niedergezogen werden konnte. Auf dem Felsen hatte man einen kleinen Raum zu einer kleinen Laube benutzt, und Marie dieses Plätzchen schön eingerichtet und zu ihrem Lieblingsaufenthalt gewählt. Jede Viertelstunde, die sie ermüßigen konnte, brachte sie hier zu. Mariens Erziehung war für die damalige Zeit gut, und durch den stühzeitigen Tod der Mutter und Uebernahme der weitläufigen Wirthschaft hatte sich ein entschlossener bestimmter Charakter bei ihr ausgeprägt. Sie war klug und verständig ohne Anstrengung und entschlossen in Thun und Lassen. Uebrigens eine blühende anmuthige Gestalt voll Harmonie in ihren Bewegungen. Seit Rudolph zum Hause gehörte, hatte sich die Liebe in ihr unbewachtes Herz geschlichen. Sie sah einen Mann in ihm, wie ihn nur ein Mädchenherz wünschen kann. Reinheit der Gesinnung, offener klarer Verstand, schnelle Fassungskraft und Treffen des richtigen Punktes da, wo es Noth that, zeichneten seinen Charakter aus; hierzu kam noch eine einnehmende kräftige Gestalt und blühende Gesundheit. Gewiß Eigenschaften, die ein junges Mädchenherz fesseln können. Aber auch Rudolph hatte nicht ohne Rührung dies herrliche Wesen beobachtet. Sie war ihm Alles und sein einziger Gedanke ihr Besitz. Doch hier war eine Kluft so groß wie der Fels vom Hause, aber nirgends ein Steg zu finden, der zu beiderseitigem Glück führen konnte. Rudolph war arm und hatte nur das, was er im Dienste des Hausherrn erwarb; der strenge Handelsherr aber, der sich vom gewöhnlichen Fuhrmanne mit vieler Mühe zum reichen Manne hinaufgearbeitet hatte, konnte nichts weniger leiden als Armuth. Nicht, als wäre er hartherzig gegen Arme gewesen, nein! er unterstützte sie und gab ihnen gern Gelegenheit zum Verdienst, nur im unmittelbaren Verhältniß zu seinem Hause war ihm Armuth ein Gräuel. Aus diesem Grunde hatte er schon mehreren Bewerbern um Mariens Hand abschlägliche Antwort gegeben und sie Lumpen genannt, die ohne Anstrengung sich großes Vermögen erwerben

wollten. ... Doch was sind alle diese Hindernisse der Liebe gegenüber! Beide Herzen hatten sich gefunden und ewige Liebe und Treue geschworen. Dem Alten war längst das Verhältniß von Niklas dem treuen Knecht verrathen, doch konnte er sich nicht denken, daß es bereits so weit gekommen, und Marie wußte mit feinem Takt Alles zu vermeiden, was eine Erklärung dieser Art herbeiführen konnte. Das arme Mädchen baute mit Zuversicht auf die Zeit, wo Rudolph dem Vater unentbehrlich werden würde. Seine umsichtige Geschäftsführung, sein redliches Handeln, seine bedeutenden Sprachkenntnisse und überhaupt seine Gewandtheit in kaufmännischen Geschäften waren Eigenschaften, die nach ihrer Meinung den Vater fesseln mußten. Allein gerade hierin hatte sie sich geirrt. Der Alte besaß zu wenig Bildung, um diese Vorzüge zu erkennen. An Alles legte er den Maßstab des Geldes. Für Geld hatte er bis jetzt bekommen, was er brauchte, und so meinte er: wie man gute Pferde für theures Geld kauft, so müßte man auch jeder Zeit für vieles Geld tüchtige Leute erhalten können.

An einem schönen Mai-Sonntag, nach dem Mittagstische, als nach damaligem Gebrauch ein Lied aus dem Gesangbuche mit sämtlichen Hausgehörigen gesungen worden war und der Vater sich in den Sorgenstuhl gesetzt hatte, um sein Mittagsschläschen zu halten, zogen sich beide Liebende in die Laube am Berge zurück. Der Frühlingstag war schön, die Sonne mild und die Luft rein. Die aus fernem Lande zurückgekehrten besiederten Sänger huschten im frischgesproßten Laube hin und her, suchten, fanden und freuten sich, doch schien auch mancher Klage-ton über Verlorenes mit durchzuklingen. Marie hatte sich an die Brust Rudolphs gelehnt und er seinen Arm um die schöne Gestalt geschlungen. Er drückte einen milden Kuß auf ihre reine Stirn und himmlische Gefühle durchdrangen beide Herzen. Da fing ein Rothkehlchen in ihrer Nähe zu singen an und erweckte unwillkürlich ihre Aufmerksamkeit.

„Horch!“ sagte Marie leise, „welche tiefe Melancholie zieht sich durch diesen Sang. Sind dies nicht Klage-, nicht Schmerzenstöne? als hätte der kleine Sänger sein süßes Leben verloren? — Welche bange Ahnung durchzittert mein Herz!“ —

„Ruhig, liebe Schwärmerin!“ erwiderte Rudolph und strich ihr dabei die Locken von der Stirn, „unsere Lage ist allerdings so, daß wir eher Schlimmes als Gutes zu erwarten haben; allein Deine Ahnungen, die sich auf den Vater beziehen, sind die wenigst zu fürchtenden. Er kann uns trennen, und würde es schon gethan haben, wenn er mich hätte entbehren können, doch unsere Herzen gewiß nicht. Ja, ich habe schon selbst daran gedacht, das Haus zu verlassen, wenn mich nicht Deine Liebe zurückhielt.“

„Gott im Himmel, was frevelst Du!“ nahm das Mädchen das Wort und schmiegte sich ängstlich an Rudolph.

„Ja, mein süßes Wesen,“ entgegnete Rudolph, „die Zeiten werden furchtbar ernst. Der Heerd, das Vaterland und die Religion sind schlimmer als je bedroht. Eine blutige Geißel schwingt der erzürnte Gott über die protestantischen Länder und ihre Bewohner! Bis jetzt wurdet Ihr hier in Euren Bergen noch verschont, doch ein einziger unglücklicher Schlag im nahen Baiernland kann die Kriegsfurie über Euer Haupt bringen. Und so stark sich auch mein Arm zu Deiner Vertheidigung fühlt, so richtet doch der Einzelne gegen solche Massen nichts aus und geht mit den Uebrigen zu Grunde.“

„Welche schreckliche Zukunft, Rudolph, enthüllst Du mir da. O, hättest Du doch davon geschwiegen!“

„Nein, meine Marie! Du bist ein starkes Mädchen und es ist besser, die Gefahr wissen, als derselben blindlings verfallen. Doch sei unbesorgt. Vorerst bin und bleibe ich noch bei Dir, so lange es der Vater will. Und sollten wir getrennt werden, so vertraue fest Deinem Rudolph, der in Zeiten der Noth Dir zur Seite stehen wird.“

Da konnte sich Marie nicht länger halten, sie umarmte den treuen Freund und presste ihn ängstlich an ihr klopfendes Herz, als müsse sie ihn schon jetzt verlieren. Thränen rollten aus ihren Augen auf die Wangen Rudolphs, der erschüttert das in Schmerz aufgelöste Wesen in seinen Armen hielt. ... Ein Schrei des Entsetzens entfloß ihrem Munde. ... Der Vater mit entstellten Zügen und zitternd vor Wuth stand neben dem Paare. ... Lange Zeit konnte er keinen Laut herausbringen. ... Ru-

dolph war auch momentan bestürzt, wollte endlich begütigende Worte sagen, da bekam der Alte seine Sprache wieder und eine Fluth der gemeinsten Schmähworte entlud sich seiner Brust, weder die Tochter noch Rudolph schonend. Marie bat und flehte. ... Der Vater zürnte fort. ... Sie warf sich zu Füßen. ... Er stieß sie weit von sich. ... Rudolph bat um Besonnenheit. ... Der Alte erhob den Arm gegen ihn. ... Da schwoß die Stirnader Rudolphs hoch auf, das Auge blitzte und nur der Schrei „Rudolph“ aus Mariens Munde unterdrückte eine unheilbringende Katastrophe. Aber auch der Alte war hierdurch zur Besinnung gekommen. „Fort in's Haus!“ herrschte er Marien zu, und zu Rudolph gewendet: „Unser Geschäft ist aus. Keinen Tag länger unter meinem Dache. Ich werde gleich Rechnung machen und den Erfolg in's Arbeitszimmer schicken.“ ... Da stürzten beide Liebende sich nochmals in die Arme. Rudolph drückte einen Kuß auf Mariens Stirn und mit den Worten: „Vertrau auf Gott!“ schied er von seinem theuersten Leben. —

Mehrere Monate waren verstrichen. Marie, zwar voll Schmerz, hatte doch das Unvermeidliche erkannt, sich darein gefunden, und stand als gute Tochter treu dem Vater zur Seite, der ruhiger und stiller geworden, wohl auch seine rasche That bereuen mochte. Oft blickte er mit forschendem Auge seiner Tochter in's Antlitz, doch sie wußte durch Fleiß und Geschäftigkeit ihren Kummer zu verbergen, und nur des Nachts in der stillen Kammer brach der Schmerz hervor, allein mit den Worten: „Vertrau auf Gott!“ wich auch dieser; durch Gebet gestärkt schlief sie ein und gekräftigt besorgte sie des andern Tages die häuslichen Geschäfte. Sie hatte seit dem Scheiden Rudolphs nichts mehr von ihm gehört, ob sie gleich mit dessen jüngerem Bruder, der auf der Schule zu Schleusingen war und den sie nun statt des Bruders unterstützte, im Verkehr stand.

Während dieser Zeit war die für die Protestanten unglücklich ausgefallene Schlacht bei Mördlingen im Herbst des Jahres 1634 geschlagen. Die sächsischen und schwedischen Kriegsvölker mußten sich nach Thüringen zurückziehen und die Kaiserlichen folgten ihnen auf dem Fuße. Graf Iso-lani mit seiner gefürchteten Horde Croaten und

Banduren stand in Franken und operirte gegen den Thüringer Wald. Herzog Wilhelm von Sachsen-Weimar hatte sein Quartier in Suhl genommen und drei Compagnien Reiter nach Themar zur Abwehr gegen vorgehende feindliche Streif-Corps gelegt. Da erhielt Marie unvermuthet von Rudolph die schriftliche Nachricht:

„Seit unserer Trennung, geliebte Marie, hat mich Dein Bild stets treu umschwebt. — Da ich in dieser kriegerischen Zeit keine Civilanstellung erhalten konnte, ging ich unter die protestantischen Kriegsvölker; habe die unglückliche Schlacht bei Nördlingen mitgeschlagen und bin wie durch ein Wunder dem Tode und der Gefangenschaft entgangen. Jetzt stehe ich als herzoglich sächsischer Reiter-Offizier hier in Themar, also in Deiner Nähe. Doch glaube ich für jetzt nicht nach Suhl kommen zu können, weil die Feinde in unserer Nähe sind. Ich fürchte großes Unglück. — Ist Dein Vater besonnener und ruhiger geworden, so grüße ihn. — Bald sollst Du mehr von mir hören.“

Wie es Rudolph geahndet, so geschah es auch. Anfang Octobers kamen schon mehrere Trupps Croaten in die Gegend von Themar, wurden jedoch jederzeit von den herzoglichen Reitern zurückgewiesen, bis endlich Graf Isolani mit seinem ganzen Armee-corps in Themar eintraf. Die drei Compagnien Reiter wehrten sich tapfer, mußten jedoch der Uebermacht weichen, wurden immer mehr zurückgedrängt und zuletzt zerstreut. Da gewahrte Rudolph während des sich auf der Straße nach Schleusingen fortrollenden Kampfes, wie eine Abtheilung Croaten, durch einen Führer geleitet, sich links gegen das Gebirg zog und dessen Absicht keine andere als Suhl sein konnte. Er gedachte seines Chefs, Herzogs Wilhelm von Weimar, der fast ohne Bedeckung und ohne Ahnung des nahenden Feindes sein Hoflager in Suhl hielt; er gedachte ferner der Gefahr seiner Marie, und mit den Worten: „Vertrau auf Gott!“ gab er seinem Pferde die Sporen, daß es hoch aufbäumte, vor sich mehrere Feinde niederwarf und nach dem Willen seines Herrn im vollen Laufe über Zäune, Hecken und Gräben setzte. Bald hatte er einen Vorsprung erreicht, da bemerkte er, daß ihm der Trompeter seiner Compagnie gefolgt sei. „Friedrich,“

rief er ihm zu, „einer von uns muß lebendig nach Suhl kommen. Herzog Wilhelm ist verrathen. Der Weg, den die Croaten nehmen, ist nur ein Fußweg; sie wollen ihn unerwartet überfallen. Ich kenne die Gegend genau. Wir können eine halbe Stunde Vorsprung erhalten; deshalb vorwärts, so rasch als möglich; es gilt einen hohen Preis.“ ... Schweißtriefend und ganz erschöpft waren beide Krieger endlich die Rückenbreche — so heißt nämlich der Berg — hinaufgekommen, da warfen sie noch einen Blick zurück in's Thal und sahen mit Entsetzen in der Richtung nach Themar die Rauchwolken der Feuersbrunst; ihnen näher am Fuße des Berges brannten auch schon die Dörfer Friedrichsrode und Keulenrode. „Welche Gräuel des Kriegs!“ sagte bewegt Rudolph im Fortsprennen, „deshalb rasch nach Suhl, bald sind wir dort; dann, Friedrich, blase als wenn Jerichos Mauern einfallen sollten; erwecke die Einwohner aus ihrer Ruhe, damit sie wenigstens noch retten können, was die Zeit erlaubt.“

Es war gerade Nachmittags zwei Uhr und ein Sonntag, die Bewohner von Suhl, nicht ahnend, daß ihnen das Unglück so nahe sei, waren fast alle in der Kirche, als die mit Staub und Blut bedeckten Krieger in die offene Stadt an der Kirche vorbeiritten. „Da hinein,“ rief Rudolph zu Friedrich, „und verkünde mit furchtbarem Trompetenruf die Nähe der Kriegsfurie, ich eile indessen zu Herzog Wilhelm.“

Als Rudolph in's Quartier des Herzogs kam, war gerade Tafel. Die Dienerschaft weigerte sich, dem Fürsten unverzüglich seine Ankunft zu melden. Dies sei nicht Sitte, am allerwenigsten in solchem Aufzuge. Als er jedoch nach längerer Zeit und mit vieler Mühe die Meldung durchgesetzt hatte, erhielt er den Bescheid: zu warten, bis die Tafel vorbei sei. Die Etikette verwünschend, wollte er sich mit Gewalt Bahn brechen, da tönte vor dem Hause verworrenes Geschrei und Friedrich, in die Stube stürzend, rief Rudolph zu: „Die Croaten sind schon vor der Stadt.“ — „Nun dann!“ rief Rudolph, „so mußte es kommen. Blase jetzt den Herren darinnen ein Stückchen vor, daß ihnen die Ohren gellen mögen.“ ... Dies wirkte. ... Das ganze Haus kam in Allarm und eine entsetzliche Verwirrung trat ein. ... Be-

fehle über Befehle wurden gegeben, aber selten einer richtig ausgeführt. Diener stürzten über Diener; jeder wollte sich selbst retten. ... Herzog Wilhelm hatte kaum Zeit, sich auf ein Pferd zu schwingen, und floh, von Croaten auf der Ferse verfolgt, mit seinem reißigen Comitatz durch Stadt und Wald nach Oberhof. —

Als nun Rudolph seine Dienstpflicht erfüllt, eilte er in's Haus des alten Handelsherrn. Hier war Alles in größter Verwirrung und er bewillkommt wie ein Engel in der Noth. Rasch warf er einen groben Kittel über seine Uniform und ordnete die Vertheidigungsmaßregeln des Hauses. Die Hauptsache war: Zeit zu gewinnen, um auf dem Wege über die kleine Brücke zum Berg und Wald das Kostbarste zu retten. Der alte Klett saß gelähmt vor Schreck in seinem Sorgenstuhl und hatte fast keine Besinnung mehr. Rudolph ließ ihn durch Knechte über den Steg in Sicherheit bringen und empfahl ihn der Obhut des treuen Niklas. Kaum war das Nothwendigste gerettet, als auch schon durch Kolbenstöße an die Thüre des Hauses und Fluchen und Lärmen vor derselben die Nähe des Feindes sich kund that. Wohl eine halbe Stunde hielt Rudolph den Sturm ab. Als er aber Alles geborgen glaubte und ein sah, daß längerer Widerstand nur den Feind wüthender machen würde, so befahl er den Knechten, das Haus im Stiche zu lassen und zu fliehen. Bald darauf drangen Croaten und Panduren von allen Seiten ein. Fechtend zog sich Rudolph von einem Stockwerk zum andern hinauf. Marie wich, trotz allen Bitten, nicht von seiner Seite. So fort kämpfend waren sie endlich über den Steg zum Felsen gekommen. Hier war der Punkt, das sah Rudolph ein, wo sich's entscheiden mußte: entweder gefangen in die Hände der Feinde zu fallen oder gerettet zu werden. Mit Mienenstärke hielt er den Feind noch zurück. Er bemühte sich, den sonst leichten Steg aus seinen Fugen zu heben, doch umsonst, die Last der darauf stehenden Feinde war zu groß; sie mehrten sich einzeln hinter einander immer mehr. ... Rudolph, an Kopf und Arm verwundet, ermattete. ... Der Druck von hinten wurde immer mächtiger. ... Alles schien verloren. ... Schon griff ein Pandur nach Rudolphs Arm, da strengte er nochmals alle Kräfte

an, und mit dem Rufe: „Marie, rette Dich!“ fiel ein Hieb auf den Verwegenen, daß derselbe taumelnd auf seinen Nachmann zurückstürzte. In diesem Moment hörte er den Hülfesruf seiner Marie, zugleich brach aber auch der schwankende Steg krachend zusammen und mit ihm — stürzten alle Feinde in die Tiefe. ...

Die zu große Anstrengung und die furchtbare Katastrophe hatten Rudolph betäubt. Er lehnte eine Zeitlang zum Tode ermattet am Felsen; da hörte er tief unter sich das Gewimmer der Verwundeten und Sterbenden, und mit einem Blick des Dankes zum Himmel wollte er Marien in die Arme stürzen, doch sie war nicht da. ... Er rief! ... keine Antwort. ... Er suchte hinter dem Felsen ... sie war nirgends zu finden. ... Er wand sich durch Gebüsch und Gerölle den Berg hinauf ... alle Mühe war umsonst. Die Nacht brach ein — Marie war verschwunden. —

Den folgenden Tag Vormittags war in dem Hause des damals regierenden Bürgermeisters Herrn Mathes Wild zu Schleusingen Alles in größter Bewegung. Der gefürchtete Croaten- und Panduren-Chef Graf Isolani hatte sein Quartier hier genommen. Er saß in einem Lehnstuhl am Fenster, den starren Blick auf den Marktplatz gerichtet, und trommelte mit den Fingern an den Fensterscheiben. Eine kurze gedrängte Figur mit blasser dunkler Gesichtsfarbe und tief im Kopfe unterstruppigen Augenbrauen liegenden Augen. Stillschweigend standen mehrere Offiziere, seine Befehle erwartend, in weitem Halbkreis um ihn. Da hörte er mit Trommeln auf, sah begierig zum Fenster hinaus, lächelte höhniſch, warf dann den Kopf rasch herum und fragte mit rauher heiserer Stimme den neben ihm Stehenden: „Förgantsch, hast Du gestern bei unserm Einzug hier die fahrenden Schüler gesehen? Prachtige Leute, groß und kräftig! Ich werde mir welche aussuchen und sie unter mein Regiment stecken! Schicke zu dem obersten Schulpedanten, er soll mit seinen Schülern in einer Stunde vor meiner Wohnung sein.“ ... Dann zu den übrigen Offizieren gewendet, fragte er: „Was giebt's Neues, meine Herren?“

„Excellenz!“ trat ein Offizier vor, „die Soldaten werden unruhig und murren; sie verlangen die versprochene Plünderung.“

„Soll ihnen werden, diesen Hyänen, nur kurze Zeit Geduld! — Ist noch keine Nachricht über Herzog Wilhelm da? Er wird doch hoffentlich meinen Spürhunden nicht entgangen sein!“

„Noch keine! außer den Meldungen der Vorposten, daß Alles gut abgelaufen und kein Widerstand gefunden worden ist.“

Ein Getöse auf der Straße erweckte die Aufmerksamkeit, und gleich darauf machte eine Ordonnanz die Meldung, daß ein feindlicher Offizier in Suhl gefangen und gebunden von der Wache vor das Quartier gebracht worden sei.

„Man führe ihn vor!“ herrschte Isolani der Ordonnanz zu.

Die Wache brachte den Gefangenen. Es war Rudolph. Die ganze Nacht seine Marie suchend, hatte er sich auch in die Stadt gewagt, war von Haus zu Haus geschlichen und so entdeckt und gefangen genommen worden. Isolani maß ihn mit durchdringenden Blicken; dann frug er in fremder Sprache den mitgekommenen Croaten-Offizier Bacovich: ob Herzog Wilhelm gefangen oder entkommen sei? und als dieser seinen Bericht erstattet hatte, wandte er sich rasch mit der Frage an Rudolph: „Wer ist Er?“

„Herzoglich sächsischer Reiter-Offizier,“ war dessen Antwort.

„Welchen Weg hat Herzog Wilhelm genommen und wie stark war seine Begleitung? — Antworte geschwind und wahr, oder Du bist des Todes!“ fuhr ihn Isolani an.

Bei diesen Worten richtete sich Rudolph hoch auf, blickte Isolani fest in's Auge und erwiderte: „Bevor ich eine Antwort gebe, Herr General, laßt mich erst von den unwürdigen Befehlen befreien! Ich bin Offizier!“

„Hölle und Teufel! Du sprichst kühn. — Man binde ihn los.“ Dann trat Isolani mit zusammengekniffenen Lippen ganz nahe an Rudolph und sagte heftig: „Bursche! Offizier oder nicht! wer kann das wissen! Dein Kopf steht auf dem Spiel! — Berichte nun! gib richtige Antwort, oder“ —

„So weit es die Ehre eines Offiziers erlaubt,“ fiel Rudolph rasch ein, „und so weit ich es für gut finde, mein Vaterland und meinen Fürsten zu verrathen.“ Dann trat er einige Schritte zurück, hob den Arm wie zum Schwure in die

Höhe und sprach mit feierlicher Stimme: „Ich habe einen protestantischen Eid geleistet, Herr General!“

Bei diesen Worten durchzuckte ein elektrischer Schlag die ganze Versammlung. Alle Säbel führen klirrend aus der Scheide und die Worte: Tod dem verdamnten Keger! wurden laut.

„Gottes Schand!“ fluchte Isolani und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß Alles erdröhnte, dann fuhr er fort: „Ich könnte Dich auf der Stelle niederhauen lassen! — Doch Du gefällst mir. ... Ich liebe solchen Charakter; aber ich will Dich doch noch mürbe machen, daß Du Dich krümmen sollst wie ein Wurm! — Fort mit ihm, bis auf weitere Ordre! ...“

Da erklang vom Markte her der Gesang: Verzage nicht, du Häuflein klein, obgleich die Feinde Willens sein, dich gänzlich zu zerstören u. u. und die sämtlichen Gymnastal-Schüler mit ihrem Rector Doctor Meyher an der Spitze kamen Paarsweise unter Absingung gedachten Liedes zum Quartier des Grafen und baten fußfällig und mit Vergießung vieler Thränen um Gnade und Verschönerung der Schule. Der sonst unbarmherzige Graf, sagt die „Chronik“, wurde durch den jämmerlichen Aufzug und klägliches Singen dergestalt gerührt, daß er alsbald seinen gefaßten Entschluß, Soldaten aus ihnen zu wählen, änderte und dem Rector noch obendrein die Versicherung gab, daß weder dem Schulgebäude noch den Lehrern das mindeste Leid zugefügt werden solle. Vielmehr wolle er, mehrerer Sicherheit wegen, Schutzwache vor das Schulgebäude stellen lassen. Sollten jedoch irgend Schüler, der schlimmen Zeit wegen, auszuwandern gedenken, so solle ihnen das nicht verwehrt, sondern vielmehr erlaubt sein; um nun ungehindert aus der Stadt passiren zu können, werde er die geeigneten Befehle an die Thorwachen ergehen lassen.

Als Rudolph über den Marktplatz geführt wurde, kam gerade der Aufzug der Schüler an ihm vorbei. Beide Brüder erkannten sich und gaben sich ein Zeichen des Stillschweigens. Rudolph wurde, weil alle Gefängnisse angefüllt waren, in das Schul-Carcer gebracht.

Am andern Morgen, als es noch dunkel war, gingen durch die Straßen Schleusings zwei Wan-

derer mit Mänzchen auf dem Rücken und den Ziegenhainer in der Hand, kamen an das obere Thor der Stadt und verlangten als fahrende Schüler Ausgang.

„Habt Ihr Erlaubniß dazu?“ frug die Wache.

„Der General Graf Isolani hat es erlaubt und gestern die Befehle deshalb an die Thorwachen ergehen lassen, wie wir selbst gehört haben,“ antworteten beide Schüler.

Hierauf rief die Wache das Begehrt der Wanderer in die Wachtstube. Mehrere Soldaten kamen heraus, betasteten und befühlten die Beiden, fanden aber nichts als Bücher und Wäsche. Dabei ereignete sich's jedoch, daß dem älteren Schüler die Mütze vom Kopfe geworfen wurde.

„Was Teufel!“ schrie ein Soldat, „hast denn Du alter Junge gemacht? Eine bedeutende noch frische Kopfwunde und ein fahrender Schulfuchs! wie kommt dies zusammen! — Das scheint verdächtig! — Haltet ihn fest und ruft den Offizier!“ —

Der jüngere Schüler zitterte am ganzen Leibe und wollte sprechen; der ältere flüsterte ihm aber heimlich zu: „Still, um Gotteswillen still.“ Dann trat er vor und sagte: „Ich weiß nicht, ob Einer von Euch gestern Abend dabei gewesen ist, als wir Schüler unsere Schutzwache mit Wein und Branntwein tractirten! Wir wurden Alle ziemlich warm dabei und mehrere Kaufereien fanden statt; da bekam ich auch von Einem der Euren einen tüchtigen Hieb über den Kopf.“

„Ja, das war ein köstlicher Spaß!“ sagte ein Croat. „Warst Du's, alter Junge! der die Prüffe bekam? Du hast Dich aber tüchtig gewehrt! Laßt sie ziehen ...“

„Laßt sie ziehen!“ riefen Mehrere.

„Nein, das geht nicht!“ erwiederte der Unteroffizier. „Der Leutnant Bacovich muß erst die Erlaubniß dazu geben.“

„O, der schläft noch fest!“ sprach ein Anderer; „seine gestrige Strapaze bei dem Transport des gefangenen sächsischen Offiziers und die Schwelgerei der vergangenen Nacht haben ihn taub für Alles gemacht.“

„Es geht doch nicht! weckt ihn!“ rief der Unteroffizier befehlend.

Mehrere Soldaten folgten dem Befehle. —

Bei Nennung des Namens Bacovich schien selbst der ältere Schüler alle Hoffnung verloren zu haben. Doch die Antwort des Offiziers: Wenn es fahrende Schüler wären, sollten sie zum Teufel gehen! half aus aller Noth. Das Pfortchen wurde geöffnet und beide Wanderer in's Freie gelassen. Mit eiligen Schritten, ohne ein Wort zu sprechen, verfolgten sie ihren Weg, bogen bald von der Straße ab und gingen über Felder und Hügel dem nahen Walde zu. Als sie sich endlich sicher wußten, umarmten sie sich und dankten Gott für ihre Rettung. Es war Rudolph und sein Bruder. Das Entfliehen aus dem Schulgefängniß war ein Leichtes gewesen, und um aus der Stadt zu kommen, dazu hatte Graf Isolani durch seinen Befehl für fahrende Schüler selbst die Hand geboten.

Wir kommen nun auf Marie zurück. Das arme Mädchen, das nicht von der Seite Rudolphs weichen wollte, wurde bei dem entscheidenden Moment am Felsen, trotz ihres Hülserrufs, von kräftigen Armen ergriffen und fortgetragen. Sie war ohnmächtig geworden. Als sie wieder zur Besinnung kam, fand sie sich in einem feuchten, dunkeln, unterirdischen Gange, der spärlich von einer Lampe erleuchtet wurde. Sie nahm alle Verstandeskräfte zusammen, um sich klar zu werden, wo sie sei, doch einen solchen Kerker kannte sie nicht. Sie glaubte noch zu träumen, da hörte sie in ihrer Nähe athmen und seufzen, erhob sich von ihrem Lager und erkannte auf Stroh gebettet neben sich ihren Vater. „Vater, Vater!“ rief sie weinend, „wo sind wir?“ Der alte Klett faßte ihre Hände und sprach mit leiser, aber tröstender Stimme: „Wir sind geborgen, Kind. Dies ist das Innere des Bergwerkes, das ich früher bearbeiten ließ. Der treue Niklas brachte mich hierher und viel später auch Dich. Wie bin ich froh, Dich wieder bei mir zu haben! — Doch Marie, ich fühle, mein Stündlein kommt bald. Komm! setze Dich recht nahe zu mir, ich habe Dir noch Vieles zu vertrauen. ... Weine aber nicht so, mir wird das Herz sonst schwer.“ —

Marie legte ihre Hand auf des Vaters Herz und bat: „Laß mich weinen, Vater! recht weinen! Thränen thun mir wohl. Es giebt ja auch

Freudenthränen, und warum sollte ich diese nicht weinen, da ich Dich und mich gerettet weiß?"

Hierauf der Greis: „Hier in dieser Grube, die auch bald die meine werden wird, ist des Geretteten viel geborgen. Noch genug für künftige bessere Zeiten. Schon seit längerer Zeit habe ich, Tage der Leiden voraussehend, hier niedergelegt, was sich verbergen ließ. Gebe Gott, Du könntest einmal in Frieden davon Gebrauch machen.“

... Der Alte schwieg eine Zeit lang, um sich zu erholen, dann fuhr er fort: „Gott schickt Prüfungen den Menschen, damit sie dereinst gereinigter seine Herrlichkeit schauen sollen. Uns hat diese Prüfung schwer getroffen. ... Doch meine Leiden sind bald geendet, nur Du, mein liebes Kind, wirst noch manchen Pfad des Schmerzes wandern müssen. Doch Gott weiß Alles zum Besten zu lenken. — Ich habe Dir weh, sehr weh gethan! mein Herz flehte noch zu sehr am Irdischen; ich bin dafür gestraft worden. Doch glaube ich, daß, hätte ich Dich nach Deinen Wünschen glücklich gemacht, das Unglück jetzt noch größer sein würde, und darin finde ich Beruhigung.“

Der Alte war zum Tode erschöpft. ... Marie kniete an seinem Lager, den Kopf auf seine Brust gesenkt, da erhob er seine Hände, legte sie auf das Haupt des Kindes und sagte mit gebrochener Stimme: „Ich segne Dich und — Rudolph. ...“

„Vater, Vater!“ schluchzte Marie. Weiter konnte sie keine Worte vor Behmuth hervorbringen. Alle in jüngster Zeit schmerzlich erlebte Scenen zogen an ihrer Seele vorüber. ... Eine lange Pause entstand, in der man nichts hörte, als das Träufeln der Wassertropfen, die von den Felsenwänden herabrieselten und die mit den Thränen Mariens zu wetteifern schienen.

Da durchdrang ein pfeifender Ton den unterirdischen Raum, daß Marie entsetzt empor fuhr; gleich darauf stand der treue Niklas vor seiner Herrschaft. Er kam aus der Stadt und wollte sprechen, doch Marie bemerkte eben, wie sich des Vaters Gesichtszüge zum Tode veränderten; sie winkte ihm daher Schweigen zu und Niklas kniete an das Lager des Kranken nieder. ... Marie erhöhte das Stroh unter dem Kopfe ... der Greis griff nach ihrer Hand und faßte sie in seine zum Gebet gefalteten Hände. — „Vete, Niklas!“ jam-

mete Marie mit zuckenden Lippen, „ich kann jetzt vor Schmerz nicht.“ Niklas, mit entblößtem Haupte und geschlossenen Händen, betete langsam und laut das „Vater unser“, das schauerlich durch den langen öden Raum klang. Bei den letzten Worten bewegten sich nochmals die Lippen des Greises, als wolle er „Amen“ sagen. — Noch einige Zuckungen, — der Körper streckte sich, — die Seele war ihrer Hülle entflohen. —

Ueberlassen wir nun die arme Marie ihrem blutenden Schmerz.

Der finstere Erlengrund ist ein kleines Thal ohngefähr zwei Stunden östlich von Suhl, das nur von Jägern und Köhlern betreten, tief im dichten Walde verborgen liegt und ohne Führer fast nicht zu finden ist. Dahin hatte sich nun ein großer Theil der Stadtbewohner in ihrer Bedrängniß geflüchtet und sich nothdürftig eingerichtet. Noch jetzt, nach zweihundert Jahren, findet man daselbst Ueberreste von Erdhöhlen und Steinlagern, die als Wohnungen gedient haben. Aber der Jammer war in dieser Colonie schrecklich. Nur mit dem Nothdürftigsten versehen, stellte sich bald der Hunger ein, und da Niemand es wagen durfte, in benachbarte Orte zu gehen, ohne verrathen und mißhandelt zu werden, so sahen sich die armen Menschen gezwungen, auf der Höhe oder dem Kamme des Thüringer Waldes einen Weg bis an die böhmische Grenze zu bahnen, um von dort aus die nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu holen. Solche Verstecke gab es während des dreißigjährigen Krieges in Menge in dem Thüringer Walde, und man konnte ganze Caravanen solcher Unglücklichen diesen Fußsteig, den sie den Rennsteig nannten, eilig wandern sehen.

In diesen finstern Erlengrund hatte nun der treue Niklas in der Nacht nach dem Tode des alten Klett Marie geführt. Sie fand hier Manches vor, was die Knechte aus dem Hause gerettet hatten. Mehrere Röhre weideten im Grase, Lebensmittel waren vorhanden und ein spärliches Obdach eingerichtet. — Die rasch auf einander folgenden schrecklichen Schicksalsschläge hatten bei

Marien jene Gottergebenheit herbeigeführt, die nur bei reinen Seelen möglich ist. Sie wurde der Engel der Unglücklichen. Von ihrem Vorrathe speiste und tränkte sie die Hungrigen und Durstigen und brachte Hülfe und Trost Müttern und Kindern. — In der folgenden Nacht holten die Männer die todte Hülle des alten Klett und begruben sie unter dem Schatten einer Erle. Bei diesem erneuten Schmerz hatte Marie aber auch die Freude, den Bruder Rudolphs zu begrüßen, der sie suchend längere Zeit herumgeirrt war. Von ihm erfuhr sie die Schicksale und wunderbare Rettung ihres geliebten Freundes. —

So waren mehrere Tage der größten Noth und Angst vergangen und die Stadt Suhl während dieser Zeit geplündert und fast gänzlich eingeäschert worden; da brachte endlich Niklas die Nachricht, die Croaten hätten die Stadt verlassen und sich zurückgezogen. Darauf wanderte unter Jammer und Weinen die kleine Kolonie wieder ihrer Heimath zu. Zu den wenigen Häusern, die vom Feuer verschont geblieben waren, gehörten auch die Klett'schen Gebäude. Rudolphs Bruder, der bei Marie blieb, ordnete so gut als möglich das Verschontgebliebene; auch fanden sich nach und nach einige Geschirre wieder ein, die während der unglücklichen Tage entfernt gewesen waren. Bald regte sich neue Thätigkeit im Geschäfte. Viele Verunglückte erhielten Arbeit und Nahrung, und nach einigen Monaten bemerkte man kaum den Verlust, den dieses Haus erlitten hatte.

So kam der Frühling des Jahres 1635 heran. In der Stadt regte und belebte sich auch Alles. Neue Häuser wurden aufgeführt, das Halbzerstörte restaurirt und der Gewerbefleiß bekam alle Hände voll zu thun. — An einem Sonntag früh, als eben die kleine Gemeinde — da ihre Kirche mit verbrannt war — im Freien auf den Mühlwiesen ihren Gottesdienst hielt und auf den Knien dem Schöpfer ihr inbrünstiges Gebet brachte, hörte sie mit Schrecken von Neuem Trommeln rühren und bald darauf zogen wieder kaiserliche Krieger über die Brandstätte als Einquartierung in die noch übrig gebliebenen Häuser. Als Marie ihre Wohnung betreten wollte, hatte bereits der commandirende Offizier daselbst Platz genommen. Mit

Schauder, Furcht und Angst sah sie einen rohen Gefellen vor sich, der mit soldatischer Freundlichkeit das zitternde Mädchen begrüßte. Um den wilden Kriegern jede Gelegenheit zu Excessen zu benehmen, wurde Alles aufgeboten, ihren Aufenthalt bequem zu machen. Es gelang auch so ziemlich. Nur die Forderungen und Anmaßungen des Offiziers wurden mit jedem Tage größer, und insbesondere zeichnete er sich als Dränger und Quäler aus. Marie hatte alle ihre Kraft zusammenzunehmen, um die rohen Zubringlichkeiten desselben nur einigermaßen von sich entfernt zu halten; sie fühlte jedoch, daß dieses mit jedem Tag mißlicher würde und betete oft auf den Knien zu Gott um Erlösung. Niklas, der aus natürlichem Instinkt nicht von ihrer Seite wich und der schon einigemal durch sein Dazwischenkommen die Arme von Nothheiten befreit hatte, sah deutlich, daß hier nur ein forcirtes Mittel helfen könne. Aber welches? darüber war er in Verzweiflung! Von den Soldaten hatte er erfahren, daß ihr Offizier hieb- und schußfest sei, und er jede Kugel, die nach ihm geschossen würde, mit der Hand auffange. In der damaligen Zeit, vor zweihundert Jahren, wo der Aberglaube noch so tiefe Wurzel gefaßt, wird man es Niklas nachsehen, wenn er daran glaubte. Er hatte aber auch praktische Beweise davon; denn bei mehrmaligen Versuchen, den Dränger unschädlich zu machen, war es nicht gelungen, und jeder Hieb und Stich von seinem Körper abgeglitten. Nur ein Mittel blieb noch, das aber nicht er, sondern nur Marie ausführen konnte. Die Gelegenheit fand sich bald, dasselbe in Vorschlag zu bringen. Der Offizier, der wohl wußte, daß der Feldzug bald aufs Neue seinen Anfang nehmen würde, weil Herzog Bernhard von Weimar mit einer großen schwedischen Armee in Erfurt stand, wurde immer heftiger, ja er setzte geradezu eine Zeit fest, binnen welcher Marie seinen Wünschen nachkommen müsse, wenn sie nicht dazu gezwungen sein wolle. In dieser schrecklichen Lage sah Marie keine andere Hülfe, als gleichzeitig den Wüßling mit Drohungen im Zaume zu halten. Sie befahl daher Niklas, eine Pistole zu schaffen und das Nöthige dazu zu besorgen. Als er sie aber laden sollte, weigerte er sich standhaft und bat inständig, Marie möge es

selbst thun. Auf die Frage, warum? beichtete er: der Offizier sei hieb- und schussfest, und kein Mann im Stande, diese Hererei zu überwinden; nur eine reine Jungfrau könne dies, wenn sie die Ladung selbst besorge, und statt einer Kugel einen neuen blanken Dukaten dazu nehme. Auf diese Weise könne man dem mit Belzebub in Verbindung stehenden Bösewicht etwas anhaben. Marie lächelte über diese Einfalt; es war ihr gleichgültig, in was die Ladung bestand, wollte sie ja nur damit drohen und im Fall der größten Noth mit männlichem Entschluß die Waffe gegen sich selbst gebrauchen. —

Jetzt kam auch Rudolphs Bruder, der auf Kundschaft gewesen war, nach langer Abwesenheit wieder in's Haus; er brachte die Nachricht mit, daß die in Erfurt liegende schwedische Armee im Ausbruch begriffen sei, und daß Rudolph, dem es bis jetzt unmöglich gewesen, bald Hülfe bringen werde. Von dieser Zeit an sah man den Tag über auf dem Giebel des Daches ein rothes Tuch wehen und des Nachts an einer Stiege des Domberges eine Laterne brennen. Waren die Soldaten auf einige Tage abgezogen, so verschwand das rothe Tuch und die brennende Laterne, und nur bei ihrem Wiederkommen erschienen auch beide Zeichen wieder. Die Einwohner nannten das rothe Tuch die Blutfahne und die brennende Laterne den bösen Berggeist. Sie hatten jedoch keine Ahnung, durch wen und zu welchem Zweck es geschah.

Es mochten ohngefähr acht Tage vergangen sein, nachdem gedachte ominöse Zeichen, Blutfahne und Berggeist, sich sehen ließen, da marschirten nach Mitternacht von Oberhof aus fünfzig bis sechszig wohlbewaffnete Reiter, mit ihrem Führer an der Spitze, ganz in der Stille der Straße entlang nach Suhl. Als der Zug nur noch eine halbe Stunde von der Stadt entfernt sein konnte, ließ der Führer abseits der offenen Straße im dichten Walde Halt machen, und befahl, die größte Ruhe beobachtend, hier so lange liegen zu bleiben, bis er wieder komme; dann stieg er vom Pferde, nahm noch zwei Soldaten mit, und verschwand, rechts gehend, im Walde. Der Morgen war längst angebrochen, aber mit ihm zu-

gleich hatte sich ein dichter Nebel eingestellt, bei dem man kaum drei Schritte weit sehen konnte. Schon waren die drei Krieger eine ziemliche Strecke gegangen, als der Führer stehen blieb und den Nächststehenden fragte: „Siehst Du nicht in gerader Linie vor Dir ein Licht schimmern?“ — „Nein!“ war dessen Antwort, „der Nebel ist zu stark.“ — „Nun denn, so müssen wir noch weiter vor,“ bemerkte der Führer, und fort ging es höchst beschwerlich durch Gebüsch und Gerölle. Endlich hielten sie an dem Felsen in Mitte des Dombergs, der gerade über der Stadt liegt und Dillenstein genannt wird, und sahen vorsichtig über den Rand desselben in die Tiefe. Abermals fragte der Führer, rechts zeigend, ob sich dort eine rothe Fahne auf dem Dache eines Hauses befände? Da zertheilte sich der Nebel etwas und deutlich schimmerte ein rother Streifen durch den Schleier. Hierauf wurde der eine Soldat in's Gebüsch mit dem Befehl postirt, bei dem ersten Schuß im Thale auch seinen Karabiner abzufeuern; der zweite aber etwas weiter zurückgestellt mit dem nämlichen Befehl. So Alles vorbereitet, kam Rudolph, denn dies war der Führer, wie der Leser schon errathen haben wird, wieder zu seinem Commando, und befahl, bei dem ersten Schuß, den sie hören würden, direct in die Stadt zu sprengen und Alles niederzumachen, was ihnen Feindliches in den Weg komme. Er aber wolle mit der Hälfte der Mannschaft unter dem Schutze des Nebels die Stadt umgehen, und so von der entgegengesetzten Seite den Feind in Verwirrung bringen.

Lassen wir nun dieses Manövre ausführen. Jetzt wollen wir sehen, was während dieser Zeit in Mariens Wohnung vorgeht.

Es mochte ungefähr acht Uhr des Morgens sein, als Marie von ihrer Einquartierung die Einladung, mit ihr zu frühstücken, erhielt. Bis zu dieser Stunde hatte sie mit aller Gewandtheit jede ernstliche Annäherung zu vermeiden gewußt; auch diesmal schützte sie nothwendige Wirthschaftsangelegenheiten vor. Doch diese Entschuldigung half nichts, der Offizier kam selbst und führte sie, trotz Widerstrebens, in die Stube an den mit Frühstück besetzten Tisch. Hier mußte sie an sei-

ner Seite Platz nehmen und mehrmals mit ihm trinken; dann faßte er ihre Hand und sprach von Liebe. ... Marie merkte bald an seinen glühenden Blicken, daß eine unheilbringende Katastrophe bevorstehe; ängstlich schlug ihr Herz, als er dringender wurde, — sie wies jedoch alle Annäherungen mit Indignation zurück. Da trat Niklas in die Stube; er wurde jedoch mit einem Fluch, der ihm auf den Kopf fahren sollte, für immer aus dem Zimmer gewiesen. ... Marie ging in ihrer Angst zum Wandschranke, um noch eine Flasche Wein zu holen, jedoch nur in der Absicht, zu sehen, ob die Waffe an Ort und Stelle sei; — als sie Alles in Ordnung fand, setzte sie sich beruhigter wieder an den Tisch. ... Der Offizier leerte nun rasch hintereinander mehrere Gläser und nöthigte Marie, auch ein volles Glas zu trinken. Hierauf ergriff er ihre Hand und wollte sie küssen, — sie entwand ihm dieselbe mit Gewalt und wollte fort, nothwendige Geschäfte vorschühend. Er hielt sie jedoch zurück und sagte: „Närrchen! was hilft Dein Sträuben; Du bist in meiner Gewalt; komm, umarme mich!“ — Da stieß ihn Marie heftig von sich. ... „Verflucht!“ schrie er wüthend, — verschloß rasch die Thür, umfaßte mit Kraft den zarten Leib Mariens und zog sie zum Sopha hin. ... Jetzt war der Moment der Entscheidung gekommen, — Marie bat um einige Augenblicke Ruhe. ... Er ließ sie los und sagte mit glühenden Blicken: „Nun, erkennst Du endlich Dein vergebliches Sträuben? — Komm, Liebchen, komm!“ — Diesen Augenblick benutzte Marie, rasch sprang sie zum Wandschrank, ergriff die Pistole und schlug sie im Nu auf den Büßling an. ... Ueberrascht wich derselbe einige Schritte zurück; — dann aber sich fassend, lachte er laut auf und sprach höhniisch: „Wildes Täubchen, Dein Pistol erschreckt mich nicht; — mich trifft keine Kugel, — schließe los!“ ... Die Hand Mariens zitterte bei diesen Worten. ... Diesen Moment wahrnehmend, fuhr der Offizier wie ein Tiger vor, um Mariens Arm zu fassen, — sie wich erschrocken etwas zurück, — er griff dadurch zu kurz und in die Pistole, der Schuß ging los, und blutend stürzte der Offizier zu Boden. ... Aber auch Marie sank zusammen. — Der Knall hatte Alles im Hause in

Alarm gesetzt. Die Soldaten, Böses ahnend, stürzten wüthend nach der Stube; — da schmetterten Trompeten auf der Straße, und der Ruf: „Die Schweden! die Schweden!“ schreckte Alles zusammen. ... Schuß auf Schuß folgte. ... Marie erwachte dadurch aus ihrer Betäubung — raffte sich auf und eilte nach der Thür. — Da sprang die Thüre mit Gewalt auf und Marie stürzte in Rudolphs Arme. ...

Der kühne Handstreich war gelungen und die meisten Feinde zu Gefangenen gemacht, darunter auch der nur verwundete commandirende Offizier, welcher nun mit den andern Gefangenen nach Erfurt wandern mußte. Marie war froh, als sie erfuhr, daß der Offizier die Pistole abgedrückt habe. Obgleich auch Rudolph schwer verwundet worden war, so brachte doch die kräftige, gesunde Natur, und noch mehr die sorgsame Pflege von liebender Hand in kurzer Zeit Heilung und Gesundheit. Als er nun gänzlich wieder hergestellt und einen Ausflug machen konnte, war sein erster Gang mit Marie in die Laube am Felsen. Gerade ein Jahr war vergangen, wo die ersten Leiden über die Liebenden von dieser Stelle aus ergingen. ... Wieder schimmerte ein herrlicher Frühlingstag mit seinem reinen, lieblichen Hellgrün über die schöne Gegend, wieder flogen gefiederte Sängler, sich suchend, im neugesprossnen Laube umher, und wieder lag Marie an der Brust Rudolphs in seligen Gefühlen: da fing auch wieder ein Rothkehlchen zu singen an.

Rudolph, seine Marie fester an sich ziehend, fragte: „Hörst Du, Liebe, den kleinen Sänger? Sollten dies wieder Klage- oder Schmerzensidone sein?“

„Nein!“ sagte Marie, „es ist dies die Geisterstimme meines heimgegangenen Vaters. — Deutlich singt der Vogel: Ich segne Dich und Rudolph.“

Vier Sonette von Shakespeare.

(Frei übersetzt von Th. Grf. v. R.)

1.

Der Streit zwischen Herz und Auge.

Mein Aug' und Herz sind beid' in bitterm Streit,
Denn Jedes wünscht dein Bild für sich allein.
Das Aug' möcht's halten von dem Herzen weit,
Das Herz es reißen aus des Auges Schrein.
Das Herz sagt: Fest verschlossen war — ja todt
Der Welt ich, bis dem Bild und seinem Glanz
Mein Inn'eres ich erschloß, d'rum gab der Gott
Der Liebe mir's; doch's Aug' verwirft dies ganz.
Den Streit zu schlichten, rufen Beid' herbei
Zu Richtern der Gedanken ernste Schaar.
Was Herzens Theil, was Theil des Auges sei,
Sie lauschen, bis es so ermittelt war:
Dem Aug' gehöret deiner Schönheit Glanz,
Dem Herzen deines Herzens Liebe ganz.

2.

Aug' und Herz im Bunde.

(Als Fortsetzung des Vorigen.)

Mein Aug' und Herz sind friedlich jetzt im Bunde
Und Eines steht dem Andern treulich bei:
Wenn oft umsonst das Auge in die Runde
Nach einem Blicke schweift, das Herz sich treu
In Seufzern quält, — zum Bildniß meiner Liebe
Einladet dann das Aug' mein trauernd Herz.
Und wieder leihet das Herz die sanften Triebe
Dem Auge und der Liebe süßen Schmerz:
So, durch dein Bild und meiner Lieb' Gedanken
Bist, wenn auch fern, du immer nahe mir,
Denn, wo du weilst — sie flieh'n, dich zu umranken,
Und wie mit ihnen ich, sind sie mit dir;
Und, schlummern sie, so weckt dein nahend' Bild
Mein Herz, erlabend Herz und Auge mild.

3.

Treue Liebe.

Was soll ich, der dein Slave, Andres thun,
Als harr'n, bis deiner Wünsche Stund' gekommen!
Denn Dienste nicht und Zeit kann ich verthun,
Eh' deinen ersten Willen ich vernommen.

Nicht darf die Welt und ihren trägen Gang
Ich schmäh'n, wenn zählend Stund' ich reih' an Stund',
Nicht auch der Trennung nur gedenken bang,
Wenn wieder fort mich bannt dein rascher Mund.
Nicht darf, von Eifersucht gequält, ich fragen:
Was thust und wohin eilst du?, sondern blind,
Gedankenlos, ein Slave, nur Eins mir sagen,
Tief seufzend: Glücklich die, die mit dir sind!
So treu ist Liebe, daß, was auch sie mahnt,
In deinem Willen sie nichts Böses ahnt!

4.

Das Herz, der Verstand und die fünf Sinne.

Nicht liebe ich mit meinen Augen dich,
Denn, ach, sie tadeln deine Fehler leis;
Doch läßt beirr'n durch sie mein Herz sich nicht,
Was sie verachten, anzubeten heiß.
Auch meine Ohren kann nicht wohl entzücken
Der Stimme Klang, noch könnte es Geruch,
Geschmack und sinnliches Gefühl beglücken,
Mit dir zu schwelgen in der Sinne Trug.
Doch Kopf und alle Sinne können nicht
Ein thöricht' Herz, daß es dich liebe, hindern,
Ja — deines Herzens Stolz, der es besiegt,
Durch Slavenunterwerfung such' zu mindern.
Arm' Herz! — das darin nur ein Glück errafft,
Daß, die sein Fehl schuf, seine Straf' auch schafft!

Correspondenz - Nachrichten.

Aus Breslau im October.

Seit einiger Zeit hat ein neues Leben sich an unserer Bühne entfaltet. Eine schwüle, einschläfernde Luft ruhte schon seit längerer Zeit über dem ganzen Treiben, aber vorzüglich über unserer Oper. Alles ging hier matten, langsamen Ganges einen Schritt vor und drei rückwärts, und dieser narkotische Hauch, von der Bühne ausgehend, schien auch auf das Publikum überzugehen, das schläfrig dasaß und zuletzt ganz wegblieb. Nun ist mit einem Male Alles umgewandelt, ein neues, reges Leben durchzieht Alles, belebt die Vorstellung und lockt das Publikum en masse in's Theater. Und der gute Geist, dem wir diese Veränderung zu verdanken haben, ist unsere neue Primadonna: Madame Küchenmeister. Begabt mit einer klangvollen, reinen und kräf-

tigen Stimme, einer vollendeten Schule, Gefühl und vortrefflichem Spiel, entzückt sie die Breslauer und treibt den Enthusiasmus bis zu einem Grade, der wohl noch selten dagewesen. Als Isabella in Robert, Valentine in den Hugenotten und Recha in der Jüdin steht sie unübertrefflich da. Aber nicht genug, daß sie das Publikum durch ihr herrliches Talent begeistert, mit einer seltenen Energie und Thätigkeit sucht sie auch auf ihre ganze Umgebung zu wirken, bringt Abwechslung in das sonst so monotone Repertoire und an der Einstudirung der kürzlich gegebenen Oper: „Die Jüdin“, merkte man ihre wohlthuende Nähe. Dieses war eine Vorstellung, wie wir uns seit langer Zeit keiner so vollendeten zu erinnern wissen. Die Chöre waren vortrefflich einstudirt. Herr Schloß: Eleasar, war recht wacker und übertraf alle Erwartungen. Herr Kahle (Prinz Leopold) und Fräul. Garrigues (Eudoria) waren sehr brav und Herr Pravit als Cardinal ausgezeichnet. Er sang die Partie mit vieler Liebe und Aufmerksamkeit und zeigte, was er leisten kann, wenn er will. Der Glanzpunkt war aber Madame Küchenmeister. Die geistvolle Charakteristik hinsichtlich der Auffassung der Partie, der tragische Grundton in allen Nuancen der Ausführung, die technische Vollendung in den Aeußerlichkeiten der Darstellung, die sorgsame Festhaltung der Nationalität bis in's kleinste Detail, z. B. das Schminken und das Arrangement des Turbans, mußte bei dem oben gerühmten Reichthum der Stimmmittel und einer vollendeten Schule wohl geeignet sein, nicht nur den Enthusiasmus der Breslauer zu erregen, sondern auch die Künstlerin selbst unbezweifelt neben die ersten Repräsentantinnen der jetzigen deutschen Oper zu stellen. *)

Könnten wir vom Schauspiel Gleiches sagen, wäre es gut. Dem ist aber leider nicht so. Hier fehlt es an der Hauptsache: einer jugendlichen Liebhaberin, ei-

*) Wir haben einer Vorstellung der „Jüdin“ beigewohnt und können das obige Urtheil des geehrten Referenten aus vollster Ueberzeugung bestätigen.

Die Red.

nem Liebhaber und Helden und einem Intrigant. — Fräul. Bernhard, ein junges, sehr schönes Mädchen, ist noch etwas Anfängerin, hat noch mit kleinen Männern in der Aussprache u. s. w. zu kämpfen und eignet sich durch Persönlichkeit und Charakter des Organs überhaupt mehr für das tragische Fach, in welchem sie, sobald namentlich mehr Feuer und inneres Leben die Darstellungen durchdringen wird, auf der deutschen Bühne gewiß einen recht ehrenvollen Platz einzunehmen bestimmt ist. So steht das wichtige Fach der muntern Liebhaberin verwaist. — Hr. Rottmayer beglückt die Breslauer durch einen mit Prag abgeschlossenen Contract. — Für das Fach der Intrigants gastirt gegenwärtig Hr. König hier. Ein junger talentvoller Mann, dem unter tüchtiger Anleitung wohl ein günstiges Prognostikon zu stellen ist. Die Zierde unseres Schauspiels war, ist und bleibt Wohlbrück, gleich vortrefflich als Schewa, Rath Preßer in „Er muß auf's Land“, Purzel im „Weltumsegler“ u. s. w. Er ist ein Universaltalent und der Liebling des Publikums. Ein höchst verdienstliches, in vielen Rollen treffliches Mitglied ist Herr Guinand, der sich so ziemlich in allen Fächern bewegt, keine Rolle verdirbt, viele aber vortrefflich spielt. Daß uns der Komiker Stos verläßt, ist ein Verlust; er ist ein tüchtiges Talent.

Neues hatten wir Vieles und Nichts, eine Menge Schau-, Trauer- und Lustspiele, die mehr oder minder Fiasco machten. Nur „Mein Mann geht aus“ hat recht angesprochen. Das Neueste ist ein Drama von einem hiesigen Dichter, Kurnik: „Der Verbrecher aus dem Volke“. Jetzt erwartet man neu „die Dame von St. Tropez“ und den „Jesuitenzögling“. Es könnte schon etwas aus unsern Mitteln geschaffen werden, aber dazu gehört ein sachkundiger Mann, der mit Kraft, Energie und Liebe zur Kunst sich der Sache annähme. Man sagt, die Direction suche jetzt einen solchen Mann, der als Dramaturg und technischer Director dem Ganzen vorstände. Wir wollen der hiesigen Direction, die Alles anbietet, um die ihr anvertraute Anstalt würdig zu fördern, günstigen Erfolg wünschen.

G.

Literatur und Kunst.

Carl von Holtei.

Seit einigen wenigen Wochen haben wir in Dresden wieder Abschied genommen von einem

lieben, einem gerngesehenen Gaste, dem es während der kurzen Zeit seines Aufenthaltes in unserer Vaterstadt doch glücklich gelungen war, ein nicht unansehnliches Fähnlein solcher um sich zu versammeln, welche sich aus der hohlen Bagheit

und Bedeutungslosigkeit unsres seit beinahe einem Jahre Mode gewordenen Theaterrepertoirs aufrecht nach einer würdevollen Reproduktion classischer Dramen sehnten. Einen langen Winter, einen Frühling und einen heißen Sommer hindurch haben wir mit einer gemüthlichen Kaltblütigkeit und Nachsicht, die eben nur einem Deutschen möglich sein kann, „Meisewagen“, „Doctor Robin“ und ähnliche Fabrikate aus derselben oder wenigstens einer verwandten Firma, ohne zu murren, hinuntergeschluckt; wir haben ruhig zugehört, wie man mit anerkennungswerther Tactik darauf ausging, methodisch unsern bessern Geschmack zu Grunde zu richten; wir haben sogar die oft mittheilberregenden Versuche durchaus talentloser Schauspieler und stimmloser Sänger, wenn auch mit einigen Zuckungen, doch stillschweigend hingenommen, immer in der Hoffnung, daß das Maas doch einmal voll werden müsse, immer in der freilich irrigen Meinung, daß uns die zweifelhafte Glücksgöttin oder die noch zweifelhaftere Doppelregie der Herren Winger und Dittmarsch für unsere doch wirklich anstaunenswerthe Geduld entschädigen solle, — allein: Alles umsonst; die Gerechtigkeit suche man bei den unsterblichen Dichtern, nicht aber bei einer impotenten Theaterregie! — Schon wollten wir uns in unser Schicksal ergeben, schon wollten wir hoffnungslos vor Langerweile verzweifeln, da kündigte an einem schönen Herbstmorgen plötzlich der Dresdner Anzeiger, die tägliche Lieblingslectüre gar vieler Leute, mit ziemlich fetten Lettern „drei dramatische Vorlesungen“ an. — Himmel — und Shakespeare! Shakespeare, der uns auf der Bühne überhaupt nur höchst selten und dann größtentheils verstümmelt und durch die viel eher an Raupach gewöhnte Routine unsrer Schauspieler mißhandelt und zerstückelt erscheint. So sollten wir also doch endlich einmal an den unmittelbaren Quellen der Classicität saugen, wir sollten den gewaltigen Pomp Shakespeare'scher Diction an unserm Ohre vorüberbrausen hören; sollten uns erfreuen über den Sieg am Tage St. Crispinians, sollten vor Coriolanus hochfliegenden Tiraden erbeben! — Und es ist keine variable Repertoirebestimmung, die sich täglich drei Mal, wie das Wetter, ändert und die uns früh Richard II. verspricht,

um uns Abends den „Confusionsrath“ oder Aehnliches vorzuführen, nein, es ist vollgültige, compacte Wahrheit, die wir in den Händen halten; denn die öffentlichen Ankündigungen des Dresdner Anzeigers pflegen nicht zu lügen! Wer hätte gedacht, daß dieses gutmüthige, wohlmeinende Blatt in wenigen Zeilen so Manchen erfreuen, so Manchen glücklich machen würde. „Holtei wird lesen!“ — Es war eine Jubelbotschaft!

Und Holtei las. Erwartungsvoll betraten wir den Saal; es war ja dem Vorleser ein bedeutender Ruf vorausgeeilt, den er sich durch eine Reihe von Jahren in ganz Deutschland wohl erworben; Bedeutendes hofften wir und wahrlich! — Bedeutendes haben wir gefunden. Später kommen wir ausführlicher auf jene schönen Abende zurück, die bei der Eigenthümlichkeit des Kunstgenusses, den sie boten, den Eindruck einer vollständigen Befriedigung zurückließen und die dem Vorleser Holtei einen dauernden Platz in unserer dankbaren Erinnerung gesichert haben. Holtei aber ist auch Dichter, und so ganz deutscher Dichter, daß sein Name schon längst den besten Klang bei uns hatte, ehe noch das echt Liebenswürdige seiner persönlichen Erscheinung den Eindruck vervollständigte, den seine gemüthdurchflossenen, ungekünstelten Poesien schon längst auf uns gemacht hatten.

I.

Es würde außer dem Bereiche dieser Blätter liegen, in einer ausführlichen Kritik all die zahlreichen Bühnenstücke einzeln zu charakterisiren, mit denen Holtei der Armuth unsrer neueren dramatischen Literatur willig zu Hülfe zu kommen suchte; wohl aber scheint es uns angemessen, gerade in einer Zeit, wo die wahrhaft dichterische, selbstschöpferische Productivität immer seltener zu werden anfängt, und wo die noch lebenden, wirklich poetischen Naturen vollkommen vereinsamt dastehen, wiederholt auf einen Mann hinzuweisen, der bei einer überaus wohlthuenden Anspruchslosigkeit doch in sich die bedeutendsten poetischen Elemente vereinigt und der diesen reichquellenden Fond einer ihm tiefinnerlichen, dichterischen Kraft im sichern Bewußtsein dessen, was er gerade zu leisten vermag, mit wirksamer Geschicklichkeit in sei-

nen dramatischen Arbeiten zu verwenden verstand, so daß derselbe wohl mit Recht eine vorurtheilsvolle Würdigung und Anerkennung seiner Zeitgenossen beanspruchen darf, nachdem er sein ganzes, oft chaotisch-abenteuerlich gestaltetes, an Freuden, aber auch an Leid überreiches Leben der undankbarsten Mühe von der Welt, der Besserung unsrer Bühnenverhältnisse, gewidmet hat. — Ein Zeugniß für seine überaus rege Thätigkeit auf dem Felde der Dramatik finden wir in der „Theater“ betitelten Gesamtausgabe seiner dramatischen Productionen, welche (1845, in der Schulz'schen Verlagsbuchhandlung zu Breslau erschienen) übersichtlich und chronologisch geordnet die 43 Originalarbeiten der Holtei'schen Muse und außerdem noch zwei Uebersetzungen aus dem Französischen dem Publikum vorführt. Wohl ist es ein starker Band, den der Autor der deutschen Lesewelt übergiebt; allein trotz der 33 enggedruckten Bogen in kl. 4. glauben wir die wehmüthig ausgesprochene Vermuthung des Dichters, er selbst werde wohl der Einzige sein, der das Buch wirklich und wahrhaftig von A bis Z durchläse, als eine sicher unbegründete zurückweisen zu dürfen. Denn mit voller Freude kann man es behaupten, daß der Inhalt dieses „Theaters“ in seiner Totalität auf jeden Fall schon in sofern von perpetuellem Interesse sein muß, als der aufmerksame Leser in ihm einen wesentlichen und charakteristischen Theil unsrer deutschen Theatergeschichte finden wird. Vollends denjenigen aber, welche persönlich an Holtei Theil nehmen (und das ist doch bei der größeren Anzahl seiner Leser der Fall), vollends denen, welchen daran liegt, den eigenthümlichen Gang seiner geistigen Entwicklung durch alle Phasen seines Lebens hindurch zu verfolgen, wird dieses Buch als ein reichhaltiger und dankenswerther Beitrag für die Charakteristik des Dichters selbst erscheinen. Interessant aber auch ist dasselbe in seinen zahlreichen, poetisch-duftigen Einzelheiten, welche durch das frisch in ihnen übersprudelnde Leben, durch die größtentheils sorgfältige Durchführung und Ausbeutung der Charaktere, und endlich durch eine einfache Natürlichkeit und überall wohlthuend hervortretende, echt deutsche Gemüthlichkeit in der ganzen Haltung des Tones bei dem Leser den Eindruck einer angenehmen Unterhaltung

und eines gewissen Wohlbehagens oder auch den einer innigen Nüchternheit hinterlassen. Und ist dies der Fall, so hat der Dichter seinen bescheidenen Zweck ja vollkommen erreicht. Ich kann es nicht unterlassen, hier eine Stelle anzuführen, welche auf das Schlagendste beweist, daß Holtei einerseits seine productive Kraft, andererseits den wirklichen Werth seiner Leistungen eher zu gering, als zu hoch anschlägt. — „Niemals vielleicht,“ sagt er, „ward der traurige Zustand unsrer Bühne in ihrem Schwanken, Streben, Irren, Nachahmen, Versuchen und Umhertappen, durch eine lange Reihe warnender Beispiele so deutlich vor Augen gestellt, wie hier durch meine Stücke: eben weil ich kein Genius bin, welcher mit schaffender Gewalt Form, wie Stoff beherrschend und seinem Geiste unterordnend, der poetischen Richtung des vaterländischen Drama's Gesetze zu geben vermag; sondern weil ich als secundäres Talent an secundäre Bühnen nach Wien oder Berlin verpflanzt, dem Epheu ähnlich um bestehende Mauern emporwuchs und mit dünnen Ranken manchen Riß für Monate umklammernd zusammenzuhalten suchte.“ Und wenn er später von den directen Intentionen seiner Stücke spricht, so schließt er mit den Worten: „Diejenigen Leser, welche auch Zuschauer waren, und die sich noch an dies oder jenes der in diesem Buche befindlichen Spiele erinnern, wie es auf den Brettern erschien, werden mir gern zugestehen, daß ich, mit kleinen Mitteln Wirkung erreichend, bisweilen das Herz des Volkes ergriffen und im Scherz oder Ernst Gefühle angeregt habe, die nicht zu den schlechteren gehören, und die auch in Ihrem Andenken noch heute nachklingen! Weiter gehen meine Ansprüche nicht!“ —

Von den rein recitirenden Dramen Holtei's ist es eigentlich nur „Vorbeerbaum und Bettelestab“, welches eine glänzend siegreiche Carriere über Hoftheater eben so gut, wie über Provinzialbühnen gemacht hat und welches überall eine lange Zeit Repertoire-, weil Kassenstück wurde. Das Thema des Schauspiels, der endlose Jammer eines unglücklichen, deutschen Dichters, war dem Publikum etwas noch durchaus Neues, und so war es denn bei der anerkannten Befähigung, bei der fertigen Technik und sicheren Bühnenkenntniß des Verfassers wohl erklärlich, daß das Stück

auf allen Bühnen bedeutende Erfolge errang, zumal da der Dichter eben nur an das rein menschliche Gefühl seiner Zuschauer appellirte und unsre Landsleute ja so gern geneigt sind, sich ohne Weiteres dem Eindrucke einer momentanen Gefühlsregung hinzugeben, sich in fremdes Leid theilnehmend hinzudenken und dieses durch alle Momente und Stadien durchzufühlen. Wie manches schöne Mädchenauge hat nicht dieser arme Heinrich zu heißen Thränen gerührt, — wie manchem Jüngling hat er nicht das aufgeregte Blut durch die Adern gejagt! Wohl ist es an sich ein tragischer Stoff, einen Dichter darzustellen, welcher als solcher dem öffentlichen Urtheile Alles bietet, was er besitzt, das Schönste, das Werthvollste, das Göttliche an seinem Menschenthume, — dessen Sinn in heiliger Begeisterung für seinen Beruf und für die idealen Interessen der Menschheit entbrannt ist, welcher ringt und strebt, durch seine Ausbildung auch zugleich die Hebung der Nation zu befördern, überall in Conflict geräth mit feindseligen Verhältnissen, denen er nicht zu widerstehen vermag, wenn er auch mit frischer Thatkraft dem Gesichte zu trotzen sucht. Heinrich nun ist ein dichterisches Talent, aber mißverstanden von Allen, die ihn umgeben, selbst von seinen Freunden, deren praktisches Gefühl gegen seine Schwärmereien schneidend contrastirt; durch den Tod getrennt von seinem armen Weibe, bleibt ihm nichts, als das Andenken an die herzliche, mitleidende Theilnahme eines Mädchens, das eben im Begriff ist, die Gattin seines Freundes zu werden. Er unterliegt endlich, allerdings theilweise durch die Macht seines feindlichen Geschicks:

Frühling ist todt, o weh und ach!

Die Blumen starben ihm alle nach!

Da steht nun der Dichter allein! —

Der Hauptgrund seines Untergangs aber ist eine krankhafte Ueberspannung, die ihm alle Kraft eines männlichen Sinnes zerstört, — und hierin liegt wohl der eigentliche Fehler des Stückes und zugleich das Motiv, warum man es gegenwärtig nur selten auf dem Repertoire erscheinen sieht. Auch in den bittersten Leiden, auch im schmerzlichsten Kampfe wird der Dichter immer noch emporgehalten durch die göttliche Weihe seines Berufs, und durch das kräftigende Bewußtsein dessen,

was er ist. Heinrichs drittes Wort ist allerdings auch immer und immer wieder: „Ich bin doch ein Dichter!“; allein das sittliche Pathos, der moralische Gehalt, der ihn entweder nach langen Irrsafen zur Geltung kommen, oder doch wenigstens männlicher untergehen lassen mußte, fehlt ihm durchaus. Mit einem Worte: Heinrich handelt nicht, sondern er ist nur der mitleiderregende Gegenstand, auf den mancherlei ungünstige Verhältnisse eingewirkt haben. Sei dem nun, wie ihm wolle, seinen Zweck hat das Stück sicherlich erreicht; freundlich und vertrauensvoll hat es der Dichter dem Publikum geboten; freundlich hat sich das Publikum überall desselben angenommen. Und es ist doch wahrlich immer besser, wir sehen das deutsche „Lorbeerbaum und Bettelstab“ auf unsern Brettern, als jene frivolen, ebebruchverherrlichenden und liebeschändenden Fabrikate der neufranzösischen Literaturrichtung.

Die andern recitirenden Dramen Holtei's sind größtentheils nur in Breslau, Berlin, Wien und theilweise in Leipzig zur Aufführung gekommen. Es gehören dahin, um nur einige wenige als Beispiele anzuführen, die dramatische Legende „Robert der Teufel“, ferner „des Sohnes Rache“, (ein kleines Trauerspielchen von höchst effectreicher Composition, daher für den Leser von schlagender Wirkung, wenn auch der Schluß eine gewisse Unbefriedigung hinterläßt) dann das dreitheilige Drama „Hans Jürge“, welches dem Vernehmen nach von unserm Hoftheater zur Darstellung vorbereitet wird, und dessen theilweise Darstellung dem Dichter auch in München, Hamburg und Brünn gar viele Freunde erwarb. Das Dresdener Hoftheater nämlich würde die erste Bühne Norddeutschlands sein, die dieses Stück vollständig zur Aufführung brächte, da nur der erste Theil davon als selbstständiges Drama früher gespielt worden war und die freundlich versprochene Darstellung in Berlin durch den Tod Seydelmann's, der sich der Hauptrolle mit Liebe annahm, rückgängig gemacht wurde. In Oestreich jedoch ward es sowohl in Wien, als auch auf den Provinzialtheatern mit großem Beifall unter dem Titel: „die Perlenschnur“ gegeben. Außerdem verdient noch „Shakespeare in der Heimath“ besonderer Erwähnung, ein Stück, das einst auf dem Josephstädter Theater in Wien Furore

gemacht, und daß man noch gegenwärtig, wenn es von den Schauspielern rasch gespielt wird, überall gern auf dem Repertoire sieht, nicht nur weil die Persönlichkeit eines großen Mannes uns hier vor die Augen geführt wird, sondern weil das offenebare Talent des Dichters sich in Anlage der Situationen, wie in der Charakteristik des Helden glücklich geltend zu machen weiß.

Und doch — all diesen Dramen verdankt Holtei den ehrenvollen Platz, den er in unserer Literaturgeschichte einnimmt, nicht; er hat größere Verdienste, als das, einige gangbare Repertoirestücke geschrieben zu haben; er ist der Schöpfer des deutschen Liederspiels. Gehe ich mit einigen Worten näher auf dasselbe ein, gedenke ich einleitend in der Kürze eines Vorwurfs, den man Holtei nicht selten gemacht hat, nämlich, „theatralisches Productionstalent könne sich auf würdige Weise nur in fünfactigen und fünffüßigen Jambenstücken geltend machen, und was sei es zuletzt für eine Kunst, so ein unschuldiges Stückchen zu schreiben.“ Holtei spricht sich selbst darüber so aus: „Ich habe mich niemals bemüht, historische und dergleichen Tragödien zu schreiben, wohl empfindend, daß meine Kräfte kaum für einen Versuch in dieser Gattung ausreichen würden; obgleich es unendlich leichter und bequemer ist, seine Helden lange, undramatische Tiraden und eine halbe Elle Welt-Epos abhaspeln zu lassen, als auch nur die kleinste, selbstersundene Fabel zu dramatischer Einheit abzurunden und die darin handelnden Personen wie wirkliche Menschen zu führen. Und so füge ich den früher ausgesprochenen Aeußerungen aufrichtigster Selbstkenntniß hier ohne Weiteres die Versicherung bei, daß in jeder gelungenen Figur irgend einer kleinen Pöffe oder eines bürgerlichen Charakterbildes ungleich mehr dramatische Zeugungskraft steckt, als in vielen Kaisern, Königen und Mittern, die von einem Schlachtfeld zum andern laufen, und dabei die sublimsten Reden halten!“ Nun ist es allerdings von allen Aesthetikern anerkannt, daß für die naturgemäße Entwicklung eines tragischen Stoffes die fünfactige Theilungsform sonder Zweifel die angemessenste ist; allein es kommt ja Holtei gar nicht in den Sinn, wie neulich irgendwo behauptet wurde, dieses ästhetische Grundgesetz auch nur im Ent-

ferntesten anzugreifen; er will ja nur die einfache, unläugbare Wahrheit aussprechen, daß ein gutes Liederspiel zu schreiben, besser und verdienstlicher ist, als das Publikum durch eine schlechte Tragödie zu langweilen; und dies wird doch zuletzt Niemand bestreiten wollen.

Irrren wir nicht, so ist der eigentlich heimische Boden des Liederspiels Frankreich, wo sich dem Vaudeville selbst bedeutende Kräfte, wie Lesage, zuwandten und wo noch heut zu Tage eine unglaubliche Fruchtbarkeit auf diesem Felde entwickelt wird. Hunderte solcher Stücke gehen über die französische Bühne, ohne mit irgend einer andern Prätension aufzutreten, als einige Abende das Publikum zu amüsiren und dann ähnlichen anspruchlosen, neueren Productionen wiederum Platz zu machen. Der Stoff dazu wird überall, wo sich nur fern Gelegenheit bietet, aufgegriffen; was nur einigermaßen Epoche machend in Paris hervortritt, ein politisches Ereigniß, ein ausgesprengtes Gerücht, eine Anekdote des Tages, eine zufällig in der Wirklichkeit vorgekommene drastische Familiensituation — Alles dies erscheint bald darauf mit jenem den Franzosen eigenthümlichen *savoir faire* bearbeitet, in dramatischer Form auf den Pariser Theatern. — Man lacht und vergißt diese Ephemeren wiederum, obgleich sich nicht ablängnen läßt, daß unter dem vielen Unbedeutenden auch nicht selten wirklich Gelungenes zum Vorschein kommt. Die Verzweiflung des Jocrisse z. B., um nur eins anzuführen, ist ein dauerndes Lieblingsstück der Pariser geblieben. Holtei nun hat diese Gattung der dramatischen Poesie, und zwar mit siegreichem Erfolge auch nach Deutschland verpflanzt, während vor ihm schon einige Andere dasselbe mit weniger Glück, weil mit weniger Geschick versucht hatten. Er hat den Franzosen aber nur das Aeußerliche, das Formelle entlehnt; sonst hat er durchaus selbstständig diese Abart der Operette cultivirt und sie unserm deutschen Nationalcharakter angepaßt. — Ich sage: Abart der Operette, da sich das Liederspiel noch wesentlich von derselben unterscheidet; denn während diese immer noch in der Musik ihren wesentlichen Einheitspunkt trägt, hält sich das Liederspiel mit größerer Freiheit an schon hinlänglich bekannte, größtentheils unter dem Volke gangbare Melodien und

paßt diesen nicht selten, um die drastische Wirkung zu erhöhen, Texte an, die mit dem Charakter der Melodie selbst scharf contrastiren. Vom ästhetischen Standpunkte aus gesehen, liegt nun freilich eben so, wie in der Operette selbst, auch in diesem ihren Abzweige etwas Unnatürliches und deshalb Unschönes, weil es sich nicht leicht vermeiden läßt, daß Gesang und Rede oft unvermittelt in einander überspringen und das schroffe Ineinandermischen zweier durchaus heterogener Elemente immer eine Halbheit und somit unstatthaft bleibt. Deshalb kommt es Alles darauf an, daß der Liederspieldichter in der Behandlung seines Stoffes überhaupt und im Besonderen in der Vertheilung und Anordnung der Lieder, in der Wahl der Melodien und in der Auffuchung allmählicher Uebergänge ein feines Gefühl und ein praktisches Geschick besitzt. Sind diese unentbehrlichen Präcedenzen da und paaren sich diese noch mit einer gutmüthigen Fröhlichkeit, dann wird der Eindruck eines solchen harmlosen Stückes aber auch immer ein bedeutender, oft ein nachhaltiger sein. Und den schlagendsten Beweis für diese Behauptung hat uns eben Holtei gegeben durch die unzweifelhaften Erfolge, die der größere Theil seiner Liederspiele überall errungen. Im Ganzen genommen sind es überhaupt zwölf solche Stücke, die mit wechselndem Glück ihren Weg über die meisten unsrer Bühnen genommen haben. Ich hebe hier nur die drei vorzüglichsten heraus, nämlich den „Wiener in Berlin“, den „alten Feldherrn“ und endlich „Venore“, welches letztere zwar als „Schauspiel mit Gesang“ vom Dichter überschrieben ist, welches aber seinem Charakter nach einfach in die Rubrik des ernstern Liederspiels gehört, wenn es sich auch in den Monologen des letzten Actes wiederum dem Melodrama zuneigt. —

Der Wiener in Berlin! Wer hat ihn nicht irgend einmal darstellen sehen? Wer hat sich nicht in unmittelbarer Hingebung daran gefreut aus ganzer Seele? Das Stück hat überall, wo es gegeben wurde, Furore gemacht, und es war dies natürlich. Denn eine mit Leichtigkeit geschürzte Intrigue sorgt zunächst für die äußere Unterhaltung der Zuschauer; dann aber der herzliche und deshalb wiederum zum Herzen dringende Ton, welcher das ganze Gedicht anmuthig durchweht, die

einschmeichelnde, mit einer gewissen rührenden Naivetät gemischte Zeichnung des gutmüthigen Wiener Volkscharakters, der längst sprichwörtlich in ganz Deutschland geworden, die glücklich angelegte und sauber durchgeführte, schalkhaft kokettirnde Repräsentantin der norddeutschen und *zar' èžoxny* Berliner Frauen — alle diese Einzelheiten sind so leicht geneigt, dem Stücke nicht nur unsern Beifall, sondern dem Dichter auch unsere Liebe zu gewinnen. Holtei giebt keine auf die Spitze getriebenen Pointen, die den lauten Jubel der Menge um jeden Preis hervorrufen sollen, nein, er reproducirt das gemüthliche, deutsche Wesen, das auch in seiner ausgelassenen Heiterkeit und Fröhlichkeit noch unser Herz ergreift, er giebt uns einen treuen Spiegel jenes geselligen Lebens, wie wir es vielleicht noch vor einem Vierteljahrhundert sehen konnten. Und dann, mit welcher lieblichen Anmuth sind die Lieder in den Text verwebt, mit welchem Glück ist ihm die Wahl der Melodien gelungen! Nur eine so einfache, gefühlvolle, liebenswürdige Natur, wie Holtei, konnte einen derartigen, scheinbar unbedeutenden Liederscherz schreiben, dem doch ein so nachhaltiger Eindruck, ein so zufriedenes Wohlbehagen folgt, und außer der offen ausgesprochenen Theilnahme der Menge mag wohl noch der Umstand eine seltsame Genugthuung für den Dichter sein, daß unsere berühmtesten Schauspielerinnen und Sängerinnen sich nicht scheuten, in diesem kleinen Stücke, selbst bei Gastspielen, aufzutreten, sondern daß sie, wenn sie den Tag vorher vielleicht als Donna Diana, oder als Valentine, oder in einer ähnlichen Bravourrolle geglänzt, sich oft kurz darauf zu der „Baronin von Schlingen“ flüchtete, um auch in dieser Gestalt den Beifall und die Liebe des Publikums zu erringen. Für die berühmte Neumann-Haizinger war die Rolle eigens geschrieben, und Madame Schröder-Devrient, die geniale Repräsentantin einer Armide, einer Alceste, die an der Seine, an der Themse glorreiche Triumphe feierte, hat gar oft diese Baronin mit Lust und Liebe gespielt. Seinen Namen also verdankt Holtei zum Theil diesem Stücke, und das ist doch Etwas; denn Honorare sind dem Dichter, trotzdem daß das Stück fast auf allen deutschen Bühnen zur Ausführung kam, nur von den drei,

sage drei Bühnen zu Berlin, Hamburg und Leipzig gekommen. In der Gegenwart allerdings hat man einem derartigen Unwesen durch mancherlei Maßregeln gesteuert; damals, d. h. im Jahre 1824, scheint dergleichen noch an der Tagesordnung gewesen zu sein! Und es war außer jenen drei Bühnen doch noch eine, welche das Autorrecht des Dichters anerkannte und manches mit reichen Mitteln ausgestattete Hoftheater glänzend beschämte. Holtei erzählt nämlich:

„Ein reisender Theaterunternehmer, Pichler mit Namen, schrieb mir aus Münster, wenn ich

nicht irre, daß seine Verhältnisse ihm nicht erlaubten, sich auf Honorarzählungen einzulassen, daß er sich aber lieber direct an mich, als an einen jener frechen Unterhändler wende, die mit gestohlenem Gute Handel treiben. Ich sandte dem braven Manne Buch und Partitur, und er sandte mir als Ehrensold zwei vortreffliche westphälische Schinken!“ —

Nun seht, ihr Herren Hoftheaterintendanten, daß auch der Director einer armseligen „Schmiere“ ein Ehrenmann sein kann! —

(Schluß folgt.)

D r e s d e n .

C o n c e r t .

Am 7. November im alten Opernhause:

Aufführung des Dratoriums „das Weltgericht“ von **Friedrich Schneider**, unter des Componisten Leitung.

Statt der von der Direction des Hoftheaters jährlich zum Besten der Armen im Theater gegebenen Concerte, brachte dieselbe diesmal, wie wir hören, auf Veranlassung des Herrn Kapellmeister Wagner, das Schneider'sche Weltgericht durch die Opern-Sänger, den Theater-Sängerchor und die musikalische Kapelle, unter der Unterstützung der Dreißig'schen Singacademie und der Chöre der Kreuzschule und des Seminars, im alten Opernhause zur Aufführung. Die Leitung hatte der Componist selbst, die Soli Mad. Kriete, Fr. Schreck und Fr. Wagner, sowie die Herren Tichatschek, Mitterwurzer und Dettmer übernommen.

Auf eine Besprechung des Werkes selbst näher einzugehen, wollen wir uns enthalten, um nicht zu weitläufig zu werden. Bekanntlich hat es vor fünf- und zwanzig Jahren außerordentliches Aufsehen erregt, indem es die erste größere kirchliche Musik war, welche die neuere Instrumentirungsweise auch in diesem Gebiete zur Anerkennung brachte. Die Solidität des ganzen, an die Meister des vorigen Jahrhunderts sichtlich sich anlehenden Styles, mußte eben so beifällig

aufgenommen werden, als der Klang und die Frische der Begleitung.

Dagegen dürfte heutigen Tages das Werk in der Schätzung Seiten des Publikums eine andere Stellung einnehmen. Der kirchlich-dramatischen Musik ist es ziemlich entfremdet, da dem größten Theile desselben die hebräisch-christlichen Mythen in einer aller Poesie beraubten, nüchternen Gestalt erscheinen. Deshalb hat sich der Componist bei dieser sichtlichen Gleichgültigkeit an den heiligen Sagen weniger einer objectiven, als vielmehr einer subjectiven Darstellung hinzugeben, wenn er die übersinnliche Welt produciren will. Dies hat Mendelssohn in seinem Paulus trefflich verstanden, und dieses ausgezeichnete Werk dürfte wohl bei dem kleinen Publikum, welches noch lebhaftes Interesse am Kirchenstyle findet, die früheren Schöpfungen unseres Jahrhunderts sehr in den Hintergrund stellen. In diesem Paulus giebt sich auch die höhere Begeisterung kund, die wir beim Componisten des Weltgerichts, wie bei vielen der evangelischen Kirche angehörigen Lieddichtern, vermissen.

Wenn auch der Componist selbst die erforderliche Haltung seiner Musik eigentlich am Besten verstehen muß, so können wir doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß uns die fast ganz unmerkliche Abwechslung, welche Herr Kapellmeister Schneider in den Tempi der einzelnen Nummern eintreten ließ, auffiel und die Zuhörer — besonders im zweiten Theile — etwas ermüdete. In der Finalfuge des ersten Theiles hätte uns eine lebhaftere Bewegung sowohl in der Sache

selbst, als im Interesse des Verständnisses, wie dem der sehr in Anspruch genommenen Sänger zu liegen geschienen.

Die Aufführung selbst war, was Chor und Orchester anlangt, eine der vorzüglichsten, die wir von diesen Kräften gehört haben. Die Gesang-Stimmen waren gleichmäßig, fest und gut nuancirt, die Soprane und Alte diesmal ganz sicher und energisch. Mit der Begleitung hatte der Componist gewiß Ursache, vollständig zufrieden zu sein, die Soli der Instrumente, besonders die, welche den Wechselgesang der Erzengel am Schlusse zu imitiren haben, wurden mit bekannter Virtuosität wiedergegeben.

Die Solosänger dagegen sind, mit Ausnahme des satanischen Basses, in dem Oratorium wenig bedacht worden. Mad. Ariete und Fr. Schreck (Gabriel und Michael), besonders Letztere, waren im Quartett mit den Herren Lichatschek und Mitterwurzer (Raphael und Uriel), nicht immer recht deutlich hörbar. Wenn Herr Lichatschek in seiner Arie das „Erwacht“ nicht markirt genug, nicht mit der vollen Kraft seines mächtigen Organs wiedergab, so lag dies wohl in der Schwierigkeit, den Athem passend einzutheilen, da unmittelbar vor dieser Effectstelle die höheren Töne des Tenors bis zur Ermüdung in Anspruch genommen werden. Fr. Wagner waren die noch unbedeutenderen Partien der „Eva“ und „Maria“ zugefallen, welche Letztere in der sonst geistvollen Dichtung schlüsslich wie deus ex machina erscheint. Herrn Dettmer (Satan) haben wir auf der Bühne stets einen trefflichen Teufel spielen sehen, hier aber war er nicht an seinem Plage. Das Wesen des getragenen Gesanges scheint ihm ganz fern zu liegen; auch war seine Stimme in Finten des Tones oft sehr schwankend, was bei ihm in neuerer Zeit leider öfter bemerkt worden ist. —

Uebrigens war die Aufführung sehr schwach besucht; es scheint, als wolle, im Theater wie Concertsaale, das größere Publikum für die Armen nicht mehr Opfer bringen, als schon die enorme städtische Armensteuer unerbittlich fordert.

Königl. Hoftheater.

Am 11. November zum ersten Male:

Die Karlschüler. Schauspiel in 5 Acten von
H. Laube.

Heinrich Laube hat sich gewiß mit Recht veranlaßt gesehen, einen Theil des Beifalls, den sein letztes Lustspiel „Gottsched und Gellert“ gefunden, der Liebe und

Pietät zuzuschreiben, die in allen deutschen Herzen für Christian Fürchtegott Gellert lebt, und dies als Fingerzeig bei der Wahl des Stoffes für sein nächstes dramatisches Werk sich dienen lassen. Daß von diesem Standpunkte aus auf dem Felde der deutschen Literatur und Dichtkunst kein passenderer und empfehlenderer Stoff für den Mittelpunkt des Drama's gefunden werden konnte, als Schiller, leuchtet gewiß Allen ein, die nur entfernt den Enthusiasmus kennen und theilen, der an den Namen des großen Dichters sich knüpft. Die Wahl des Stoffes ist in sofern so günstig, daß wir denselben von vornherein schon als unwillkürliche Captatio benevolentiae, das Werk des Verfassers schon dadurch als halb gelungen bezeichnen möchten. Auf der anderen Seite läßt sich dagegen allerdings sogar behaupten, daß des Dichters Unternehmen durch den gewählten Stoff, wenigstens dem Publikum gegenüber, erschwert worden sei; denn wer verlangt nicht für die Behandlung seines Schiller's ein doppelt tüchtiges Werk, einen um so gelungeneren Rahmen, je kostbarer und theurer das Bild. Daß wir bei diesen Bemerkungen überall nur den literarischen und dichterischen Namen Schiller's und dessen entschiedenes Gewicht in Deutschland, nicht aber des gefeierten Sängers geschichtliche Persönlichkeit und Lebensverhältnisse vor Augen hatten, leuchtet schon daraus hervor, daß wir unbedingt den Stoff im Allgemeinen als empfehlend und dankbar bezeichneten; während geschichtliche Persönlichkeiten und Lebensverhältnisse erst durch dichterische Form und dramatische Gestaltung zu dem Gegenstande gestempelt werden, an welchen der kritische Maßstab mit sicherem Erfolge und entscheidend anzulegen ist. Es war aber nicht allein die Gleichheit des geschichtlichen Bodens, hinsichtlich des Hauptcharakters, die uns eben an „Gottsched und Gellert“ erinnerte; sondern eine gewisse Familienähnlichkeit in der Structur des Ganzen, in den Charakteren, und namentlich in dem äußeren Beiwerke deutet in der That auf ein Streben des Dichters hin, die bei dem früheren Lustspiele errungene allgemeine Zustimmung durch ein möglichstes Festhalten an demselben Wege und demselben Elemente in dem neuen Schauspieler neu sich zu bereiten. Allein so wohlfeil diese Methode sein mag, für ebenso mißglückt müssen wir sie hier im Erfolge bezeichnen, und jeder Vergleich zwischen den beiden Bühnenstücken muß zum entschiedensten Nachtheile des Schauspiels ausfallen. So scharf gezeichnet, so witzig und unterhaltend „Gottsched und Gellert“ in seinen Einzelheiten sich darstellt, so flau und matt, so entschieden langweilig erscheinen, abgesehen von einigen gelungenen Einzelheiten, seine „Karlschüler“, wenn wir, wie billig, das in's Auge fassen, was Laube selbst für sie gethan, und nicht damit das Interesse verwechseln, welches für das Andenken an den geliebtesten deutschen Dichter durch sein persönliches Erscheinen und bezeichnende Reden in uns wiederholt angeregt wird. In „Gottsched und Gellert“ sind

es Wis und Humor, die als Element des Stückes nicht nur zur Geltung als Lustspiel verhelfen, sondern auch die größeren oder geringeren Schwächen der Charakteristik und inneren Gliederung ausgleichen und verdecken, während ohnehin ein sonst gelungenes Lustspiel seinem Charakter nach mit höheren Ansprüchen auf Kunstvollendung sich leichter abzufinden weiß, als dies den gewichtigeren und ernsteren, ernsterer Prüfung zugänglicherem Schauspieler möglich ist. Daher ist es auch natürlich, daß alle die Schwächen, die jenes Lustspiel enthält, und die keineswegs gemindert, sondern noch mit anderen Unzuträglichkeiten gepaart, in dem neuen Schauspieler sich wieder vorfinden, hier ohne jene heiteren Fürsprecher einer ungezwungeneren Dichtungsgattung, viel schwerer in's Gewicht treten, ja durch ihr Gewicht das Ganze entschieden niederdrücken würden, wenn nicht das hehre Andenken Schiller's dem Zuschauer gegenüber gewissermaßen schützend und schirmend über dem zu seiner Ehre geschaffenen Werke des jüngeren Musengenossen waltete. Aber es ist nachgerade Zeit, alle diese Vorwürfe im Einzelnen zu formuliren und zu begründen. Das Schauspiel — und als solches hat der Dichter das Stück ausdrücklich bezeichnet, — erfordert als Grundlage und Kern compacte, entschiedene Handlung, nochmals Handlung und wieder Handlung, die durch ihr objectives Vorschreiten, ihre Verwicklung und Entwicklung in ihren Phasen an sich und für sich selbst ein poetisches, mit den Hauptcharakteren des Stückes eng verknüpftes Interesse bietet. Der Dichter hat hierzu Schiller's Flucht aus Stuttgart im Jahre 1782 gewählt. Jeder Unbefangene wird schon von vorn herein die Möglichkeit bezweifeln, mit dieser historisch sehr karg zugemessenen Handlung ohne weitere Beigaben, fünf tüchtige Acte auszureichen; um so leichter wird man dem Vorwurfe langweiliger Gedebtheit beistimmen, wenn wir bemerken, daß Plan und Ausführung der Flucht eigentlich nur den Schluß des Ganzen bilden und erst gegen Ende des Stückes hin im vierten Acte als Stoff desselben gelten kann, während der erste, bei weitem größere Theil des Ganzen mit ungemessenen Tiraden und endlosem Hin- und Herreden über das drückende Verhältniß, in welchem Schiller in der Zeit vor seiner Flucht aus Stuttgart zum Herzog Karl von Württemberg stand, und mit irrelevanten Nebendingen ausgefüllt ist. In beiden ist der Tendenzhintergrund des Stückes mit maßloser Weiterschweifigkeit entfaltet und Schiller's Streben nach freier poetischer und nationaler Entfaltung gegenüber dem despotischen Drucke des Herzogs Karl und den zum Theil noch beschränkten Ansichten jener Zeit in abstracten und hohlen Wortkram zerlegt oder zu mehr oder minder trivialen Schlagwörtern für laute Beifallsäußerungen des Publikums benutzt. Das können wir aber unmöglich für Handlung, für objective Gestaltung des Stoffes hinnehmen. In der politischen Journalliteratur mag man es öfters für ausreichend erachten, mit den bloßen Waffen der Ten-

denz (die sogenannte Gesinnungstüchtigkeit) ohne positiven Halt und sachliche Begründung zu streiten; das Drama, das ernste Schauspiel fordert, neben der höheren Reihe einer befruchtenden Grundidee, Handlung, einen kernhaften Mittelpunkt. Es kann sich nicht mit der bloß subjectiven Behandlung abstracten Tendenzen begnügen, und wie H. Laube gewiß nicht mit Unrecht der Charlotte Birch-Pfeiffer das Fehlen einer höheren Tendenz, einer das Materielle durchgeistigenden, ethischen Grundidee zum Vorwurf zu machen berechtigt wäre, ebenso wird die Dichterin von „Rubens in Madrid“ die ihrer Dichtungsweise gegenüberstehende rein subjective Behandlung einer Hauptidee im Drama zurückzuweisen berechtigt sein; auch wir müssen es. Wenn wir oben von für die Hauptsache irrelevanten Nebendingen im Drama gesprochen, so müssen wir hierzu Schiller's Liebe zu Laura, des Dichters Schubart Einmischung, ja selbst die ganze Aufstellung der sehr passiven fünf Karlschüler unbedingt und um so entschiedener rechnen, je oberflächlicher die beiden erstern Momente behandelt sind, und je weniger der Letztere für sich speciell ein Interesse in Anspruch nimmt. Wir kommen hierbei zugleich auf die zweite Hauptschwäche des Stückes; sie liegt in der Gestaltung der Charaktere, in der gesammten Charakteristik. Charakterentwicklung finden wir nirgends, nur hohle Schachfiguren, die der absolute Wille des Dichters ohne innere Nothwendigkeit und rationelle Bedingniß hin- und herbewegt, und wiederholte Widersprüche, die kein Interesse an den einzelnen Figuren aufkommen lassen. Beseitigen wir in dieser Beziehung zunächst die mehr oder weniger unbedeutenden Nebenrollen, welche als Staffage um die beiden Hauptpersonen, Schiller und Herzog Karl von Württemberg, gruppiert, meistens passiv und ohne directen Einfluß auf den Faden des Stückes nur dazu da zu sein scheinen, um fünf Acte hindurch Gelegenheiten zu jenen Tiraden und Hin- und Herreden zu geben, die sich fast ausschließlich mit der angedeuteten Haupttendenz des Stückes und einer flach-rhetorischen Bewunderung Schiller's beschäftigen. Vor Allem paßt dies auf die Gemahlin des Herzogs, die Gräfin Franziska von Hohenheim (Fr. Bayer), und zwar in solcher Maasse, daß bei dem Mangel aller Individualisirung alle weitere Darlegung abgebrochen ist. Sie glaubt anfangs mehrere Gedichte Schiller's an sich gerichtet, interessirt sich für ihn, wird dann den Irrthum gewahr, interessirt sich in allen Ehren weiter für den Dichter, hilft ihn bewundern, hilft mit auf der Bühne sein, hin- und hergehen, hin- und herreden. Das hat nun auch die Darstellerin mit aller Liebenswürdigkeit, mit aller Würde der Stellung besorgt; Weiteres lag außer den Grenzen der Rolle. Die Generalin Rieger (Fr. Berg), obschon etwas energischer und thatenlustiger als ihre Freundin und somit ein wenig individualisierter gezeichnet, hat dennoch bei dem gänzlichen Mangel an Handlung im Stücke vom Dichter auch keine andere Gelegenheit er-

halten, handelnd aufzutreten, als den Mittelpunkt des dreiblättrigen Damenkleblatt's zu bilden, von dem Schiller gegen den Herzog vertheidigt wird, und das sich am Ende für des Dichters Flucht interessirt. Frä. Berg versteht sich ganz wohl auf das festere determinirtere Auftreten einer solchen Frau und fügte mit Glück die Gewandtheit und Eilfertigkeit des Wesens hinzu, die ihre thätigere Stellung zwischen den beiden anderen Damen erfordert. Die dritte Dame ist nun die durch mehrere Gedichte Schiller's historisch berühmt gewordene Laura (Frä. Lebrun), obschon von dem Verfasser gegen die historische Wahrheit hier und mit anderen Lebensverhältnissen aufgeführt. Aber auch hier weiß der Verfasser das Interesse, das der Zuschauer um der geschichtlichen Reminiscenzen Willen an ihr nimmt, zu erkälten. Sie liebt anfangs den Karlschüler Koch; als sie aber erfährt, daß nicht er, sondern der ihr nicht sonderlich behagende Schiller der Verfasser jener berühmten Gedichte auf sie ist, so wendet sie eiligst diesem ihre Liebe zu; ist auch begeistert und sucht insofern handelnd aufzutreten, als sie nach dem von den Schülern als Labagie benutzten Examirsaal der Karlschule in ziemlich abentheuerlichem Aufzuge schleicht, um Schiller und seine Genossen vor dem Erscheinen des Herzogs zu warnen. In diesem Allen liegt aber vermöge der Anordnung so wenig Weiblich-Natürliches, so viel Gesuchtes und Gemachtes in der scenischen Verkettung und Anordnung, daß dem Zuschauer ein wie durch die Unsicherheit des Verfassers selbst heraufbeschworenes peinliches Gefühl überkommt. Frä. Lebrun übernimmt sich nie in Gefühlsäußerungen, eignet sich daher wohl für das Mädchen, der man in keiner Beziehung rechten Ernst vertraut. Es wäre indeß ungerath, wollten wir nicht auch dieser Darstellerin sichtlichen Fleiß in der Ausführung ihrer Rolle nachrühmen. Die Karlschüler sind fast stumme Puppen, die Schiller als Hofstaat umgeben und nur Koch (Fr. Heese), tritt aus den übrigen hervor, indem er mit Schiller entflieht und als Symbol der Tendenz der Handlung seinen Zopf dem General Rieger (Fr. Porth) zurückschickt. Auch dieser, der sich in seinen Reden als dumpfer Pietist zeigt, von den Uebrigen außerdem als grausamer Gefangenwärter charakterisirt wird, ist ebenfalls nichts als eine Redemaschine ohne dramatisches Leben. Maske und Sprachweise Fr. Porth's waren dabei durchaus passend. Hauptmann und Kammerherr von Silberkath (Fr. Ed. Devrient) ist der treue Diener der Grundsätze des Herzogs in Auspionirung und heimlicher Veaußsichtigung der Karlschule, und als solcher doch immer eine concretere Figur, die eben so wie Sergeant Bleistift (Fr. Käder), der auf komischem Felde ursprünglich eine Widerheltung Silberkath's und nur durch die Verhältnisse momentan zur Unterstützung der Karlschüler genöthigt ist, noch am leidlichsten sich ausnimmt. Die Darsteller erfüllten treulich die Intentionen des Dichters; als

trefflich haben wir besonders Fr. Ed. Devrient's Besen des Briefes im fünften Acte hervorzuheben, wie wir gern die Discretion anerkennen, mit welcher diesmal Fr. Käder mit seiner Komik in den vorgesteckten Grenzen verblieb. Wir kommen jetzt zu den zwei Trägern des Stückes und seiner Haupttendenz; in beiden Rollen liegen unzweifelhaft die Hauptschwächen der Charakterzeichnung, wie des Stückes überhaupt, da wir sie bei der Prüfung lediglich als dramatische Personen und allein in ihren Verhältnissen zum Stücke zu beurtheilen haben. Schiller (Fr. Emil Devrient) ist allerdings von dem Dichter historisch treu geschildert und die poetische Lizenz konnte sich auch nicht füglich an eine Umgestaltung oder auch nur Verrückung des historisch allbekannten Charakters wagen. Das weiche, unselbstständige Gemüth, die sentimental-elegische Passivität, das der Wirklichkeit enthobene Verkehren in einer idealen Welt, der rein lyrische, von der Außenwelt weggekehrte Schwung der Phantasie, sind die Charakterzüge, die uns auch bei Laube historisch-treu in dem Bilde des geliebten Dichters entgegentreten und uns insofern ein gewisses Interesse abgewinnen, als wir in Gedanken mit diesem Bilde aus dem Rahmen des Stückes hinausellen in die geschichtliche Wirklichkeit, als wir ihn nicht als dramatische Person in den von dem Stücke gegebenen Situationen uns denken. Denn als solche dürften die eben angedeuteten Charakterzüge, die sich im Stücke in hohlen Phrasen, Tiraden und Wehklagen über die Despotie des Herzogs abspiegeln, keinesfalls geeignet sein, irgend ein dramatisches Interesse durch fünf lange Acte hindurch zu gewinnen. Nehmen wir nur dem Charakter den Namen „Schiller“, vertauschen wir ihn mit einem fingirten, so unterliegt es keinem Zweifel, daß er namentlich bei den wenig anziehenden und spannenden Situationen, in die er vom Verfasser gebracht ist, bei der steten Vameyance, bei dem gänzlichen Mangel aller Thatkräftigkeit jedes Berufes zum dramatischen Charakter entbehrt. Schiller konnte unserer Ansicht nach in seinem historischen Charakter entweder nur episodisch in einem Stücke auftreten, oder mußte, wenn er durchaus den Mittelpunkt des Ganzen abgeben sollte, in bei weitem interessantere Verhältnisse und Verkettungen eingeschoben, und nicht fünf Acte hindurch in einem Meere hehler Declamationen verwässert werden. Dies ist hier geschehen, und zu diesem Hauptfehler kommt noch hinzu, daß man den Verfolgungen, der Despotie, den Drohreden des Herzogs Karl gar nicht rechten Glauben schenkt, und so kommen wir zu der zweiten Hauptperson des Stückes, dem Repräsentanten des mit dem Fortschreiten der Zeit im Kampfe begriffenen Zopfregiments. Der Herzog Karl (Fr. Winger) nun gilt als Despot, er ist als solcher und als Todfeind der Schillerschen Bestrebungen geschildert, er führt furchtbare Reden, er droht mit dem Marten-gefängnisse des Hohen-

Asperge, ja selbst mit Tode; aber man glaubt ihm alles das nicht; die Damen sämmtlich behandeln ihn sehr cordial und familiär, er selbst spricht viel, sehr viel, und thut bis zum Schlusse fast nichts; der eigentliche Gegenstand des Streites zwischen ihm und Schiller tritt nicht klar und bestimmt in concreten Anklagepunkten hervor; er verfolgt Schiller's Comödienschreiben, läßt aber gleichwohl von Schiller und den Karlschülern ein Stück von Göthe an seinem Hofe aufführen, und erscheint fast durchgängig als polternder Alter, am Ende des Stückes aber, als Schiller geflohen und die Nachricht von dem glänzenden Erfolge der „Räuber“ auf dem Mannheimer Theater eintrifft, geradezu inconsequent und geistig schwach, da er sich so ziemlich für besiegt, seine Ideen und Grundsätze so ziemlich für umgestoßen erklärt. Eine solche Stellung, ein solches Bekenntniß mag im Interesse der Ideen, für die Schiller lebte und wirkte, gar heilsam und ersprießlich sein, allein dem dramatischen Charakter des Herzogs raubt es allen Hatt, alle Consequenz und somit alles poetische Interesse. Was die Darstellung der beiden Rollen anlangt, so gab auch sie, wie die übrigen Rollen, ein ehrenwerthes Zeugniß von dem Fleiße der Inhaber, und bei beiden war es außerdem noch die persönliche Individualität der Darsteller, die das Gelingen unterstützte. Nur bei Herrn Emil Devrient können wir uns nicht mit der häufig wiederkehrenden, breitgedrückten, an Tonlosigkeit streifenden Sprache einverstehen, durch welche der Darsteller namentlich heute, wie auch sonst bei ähnlichen Charakteren, jugendlich-natürliche, sentimentale Gemüthlichkeit, und durch Kummer und Schmerz herbeigeführte Niedergeschlagenheit auszudrücken liebt. Nur selten und vorübergehend angewendet, wirkt dieses Verfahren günstig, zu häufig und anhaltend, wie z. B. in der heutigen Rolle, benützt, stört es als etwas Absichtliches, Gemachtes. Auch mit der Maske Hrn. Emil Devrients konnten wir nicht zufrieden sein. Mit Recht hatte man wenigstens einiges Streben nach Portraitähnlichkeit von dem Verständnisse und der Sorgsamkeit des Künstlers erwartet. Eine große weiße Lockenperücke und weißgeschminktes Gesicht bekamen wir zu sehen, wo ein wenig Verleugnung der Persönlichkeit und etwas eigentliche Gesichtsmalerei, bei nicht zu strengem Festhalten an der damaligen Friseurordnung ein überraschendes Resultat geliefert haben würden. Die allerdings nicht wohl zu umgehende Militärtoilette macht uns die ganze Persön-

lichkeit Schillers, den vielen allbekannten Bildern und Büsten gegenüber, ohnedies schon fremder. Die Damen würden dem Künstler diesmal gewiß eine geringe Entschönerung bereitwillig nachgesehen haben. — Die würdige Ausstattung und Inszeneführung, bei welcher letzteren H. Laube selbst mitgewirkt hat, hielt mit dem trefflichen Spiele der Darsteller gleichen Schritt und hat, neben dem Andenken und der gerechten Begeisterung des Publikums für Schiller, hauptsächlich für die günstige äußere Aufnahme der ersten Vorstellung gewirkt. Die Darsteller und der anwesende Verfasser wurden nämlich wiederholt gerufen. Freilich wollte ein geistreicher Besucher der Vorstellung das Hervorrufen Laube's den in den Theatern nicht selten vorkommenden *travaux forcés* zuzählen. Von dem unbefangenen Publikum wird das Stück an sich als gedehnt und langweilig bezeichnet, ein für die Ausdauer desselben auf dem Repertoire gefährliches Urtheil, das die aufrichtige Kritik leider unterschreiben muß.

R. S.

Repertoire.

November. 7. Kein Schauspiel; dafür die Auf-
führung des „Weltgerichts“ von Fr. Schnei-
der, im alten Opernhause. (S. oben.) — 8. Der
Schiffbruch der Medusa. Oper. — 9. Zwei
Tage aus dem Leben eines Fürsten. — Das
Landhaus an der Heerstraße. — 10. Die
Nachtwandlerin. Oper. — Amine, Mad. Ernst-
Kaiser, vom städtischen Theater zu Pesth, als Gast.
(Ueber die Künstlerin ist bereits bei deren erstem Gast-
spiele im Juni dies. Jahres in Nr. 25 ausführlich be-
richtet worden.) — 11. Am Geburtstage Schiller's
zum ersten Male: Die Karlschüler. Schauspiel
in 5 Acten, von H. Laube. (S. oben.) — 12. Die
Hugenotten. Oper. — 13. Die Karlschüler.
— 14. Anna von Defreich. — 15. Die Karls-
schüler. — 16. Die verwunschene Prinzessin.
— 17. Zampa. Oper. — 18. Die Karlschüler.
— 19. und 20. Kein Schauspiel.

Druck von Carl Ramming
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.